

Der Wert der Natürlichkeit

Eine Betrachtung der Zierpflanzenverwendung
im öffentlichen Raum zur Beurteilung der
Aktualität einer „natürlicheren“ Gestaltung
mit der Wechselflor-Bepflanzung

Alexander Siebert

Masterarbeit

Universität Kassel

Fachbereich:
Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung

Fachgebiet:
Landschaftsbau/Landschaftsmanagement/Vegetationsentwicklung

Verfasser: Dipl.-Ing. Alexander Siebert // Matrikelnr. 26210175

Erstellung: Sommersemester 2014

Betreut durch: Prof. Dr.-Ing. Stefan Körner / M.Sc. Nora Huxmann

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass die vorliegende Arbeit von mir selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst wurde. Alle Zitate, die wörtlich und sinngemäß aus anderen Veröffentlichungen oder sonstigen Quellen übernommen wurden, sind als solche gekennzeichnet.

Unterschrift, _____
(Alexander Siebert)

Kassel, den 10.08.2014

Inhalt

1. Einführung | 11

2. Vergleich der Pflanzenverwendungen | 17

2.1 Sommerblumen-, Millefleurs- und
Wechselflor-Bepflanzung | 17

2.2 Ansaatmischungen als „Blumenwiesen“ | 27

3. Zeitgeschichtliche Betrachtung | 33

3.1 Die Entstehung der Wechselflor-Bepflanzung | 34

3.1.1 Die Schmuckbeete des Barockgartens im 17.
und frühen 18. Jahrhundert | 34

3.1.2 Die Schmuckbeete im Landschaftsgarten | 49

3.1.3 Das bedding out und das bedding system | 54

3.1.4 Die Etablierung der Wechselflor-Bepflanzung
im öffentlichen Raum in Deutschland | 59

3.2 Die Verwendung von Ansaatmischungen im
öffentlichen Raum in Deutschland | 75

3.2.1 Die Pflanzenverwendung der AG Freiraum und
Vegetation | 75

3.2.2 „Blumenwiesen“ im öffentlichen Raum | 80

4. Natur in ästhetisch-symbolischer Betrachtung | 85

4.1 Die Bedeutungen des Naturbegriffs | 87

4.2 Idealtypische Natur als Symbol
der Natürlichkeit | 90

4.3 Natur als Landschaft | 94

- 4.3.1 Der Wortgebrauch des Landschaftsbegriffs | 95
- 4.3.2 Der „landschaftliche Blick“ als Voraussetzung des Sehens von Landschaft | 99
- 4.4 Die symbolische Bedeutung der Natur als Landschaft | 106
 - 4.4.1 Die Bedeutung von Landschaft in der Aufklärung | 107
 - 4.4.2 Die Bedeutung von Landschaft in der Romantik | 125
 - 4.4.3 Die Bedeutung von Landschaft im Konservativismus | 130
 - 4.4.4 Die Bedeutung von Landschaft im Nationalsozialismus | 146
- 4.5 Die Bedeutung von Landschaft in der Gegenwart | 160
 - 4.5.1 Die Ökologisierung des Landschaftsbegriffs und die Rückkehr zum Landschaftsideal des Konservativismus | 163
 - 4.5.2 Wildnis als Gegenwelt zur Zivilisation | 176
- 4.6 Die symbolische Bedeutung der Vegetation (in) der Stadt | 179

5. Schlussfolgerung | 191

6. Literatur- und Abbildungsverzeichnis | 199

- 6.1 Literatur | 199
- 6.2 Abbildungen | 215

1. Einführung

Die Verwendung von Zierpflanzen im öffentlichen Raum ist in Deutschland gängig und wird sowohl seitens der Gartenämter als auch der Bürger als selbstverständlich erachtet. Fußgängerzonen, Plätze, Parks und Verkehrsinseln werden mit buntblühenden Zierpflanzen unter der Prämisse der Stadtverschönerung angelegt.

Derzeit gibt es jedoch – nicht nur im öffentlichen Raum – bei der Pflanzenverwendung eine Tendenz hin zu arten- und strukturreicheren, vielfältiger blühenden Vegetationsbildern. Bei der Gestaltung mit kurzlebigen, in erster Linie ein- und zweijährigen Arten betrifft dies die (mehrmals) jährlich neu angelegte Bepflanzung von Schmuckbeeten mit der sogenannten Wechselflor-Bepflanzung und die Ansaat von „Blumenwiesen“. Diese Tendenz der Pflanzenverwendung stellen wie folgt Swantje Duthweiler, Professorin für Pflanzenverwendung an der Hochschule Weihenstephan, und Markus Brunsing, Technischer Amtsleiter des Gartenamtes Baden-Baden, dar¹. Dabei begründen sie, in unterschiedlicher Weise, die von ihnen beschriebenen arten- und strukturreichen Vegetationsbilder als zeitgemäß.

Duthweiler (ebd.: 2010: 47) führt dazu zunächst die Vorteile der Verwendung kurzlebiger Arten auf: „Ortsverbundenheit und Ausdauer sind Werte, die für die Gartenkultur und das Reifen von Pflanzungen unverzichtbar sind. Doch entsprechen sie nicht mehr der nachwachsenden Generation von Gartenbesitzern. In der heutigen Berufswelt erwartet man Flexibilität, Ungebundenheit und schnelle Anpassung

¹ Duthweiler, Swantje (2010): Landschaftliche Sommerblumenverwendung. In: Gartenpraxis. 2010. Nr. 5. Stuttgart. S. 46–51.

Brunsing, Markus (2010): Baden-Badens blühende Beete – Ein Plädoyer für Wechselflor im öffentlichen Raum.

In: Stadt+Grün. 2010, Jg. 59, Nr. 11. Berlin. S. 18–23.

an neue Situationen. Auch die Pflanzenverwendung muss sich in gewissem Sinne diesen neuen Ansprüchen anpassen“. Die Vorteile der Verwendung kurzlebiger Arten ergäben sich daher nun im Kontext einer schnelllebigen Zeit, in der Flexibilität gegenüber einer anderen Pflanzenverwendung, wie der mit Stauden: „Einjährige Sommerblumen vollziehen keine langfristige, individuelle Entwicklung, und Themen wie Konkurrenz, Verdrängung und Sukzession spielen keine Rolle. So werden in der neuen Sommerblumenverwendung naturnahe landschaftliche Situationen und ein idealisierter Sukzessionszustand mit optimaler Vergesellschaftung nachgestellt. Das hat durchaus einen großen Reiz. Das Idealbild einer Pflanzengemeinschaft, das sich in der Staudenverwendung erst mit viel Pflanzenkenntnis, Erfahrung und jahrelanger Geduld einstellt, ist mit Sommerblumen schon direkt nach der Pflanzung erlebbar. Zudem lässt es sich jährlich variieren“ (ebd.: 51). Brunsing (2010: 18–23) schildert aus seinen Erfahrungen zur Zierbepflanzung in Baden-Baden, dass Schmuckbeete im städtischen Raum aus seiner Sicht unabdingbar seien und insbesondere „sich mit kreativen Wechselfpflanzungen öffentlichkeitswirksam farbige Akzente setzen [lassen], die einen wichtigen Beitrag zum Stadtbild und zur Außenwirkung der kommunalen Gartenverwaltung leisten können“ (ebd.: 18). Gerade unter dem Umstand, dass „nicht mehr allen Randflächen des städtischen Grüns eine optimale Pflege zukommen kann, [...] ist es umso wichtiger, dass mit dem Blumenschmuck eine Plattform besteht, auf der die Stadtgärtner ihre Fachkompetenz und Leistungsfähigkeit sichtbar unter Beweis stellen können“ (ebd.: 23). Die Gestaltung der Schmuckbeete mit der Wechselflor-Bepflanzung sei daher als sogenannte »Millefleurs-Pflanzungen« anzustreben, denn nur so könne „eine mögliche Antwort des städtischen Grüns auf den allgemeinen Trend nach steter Neuerung und Veränderung“ gegeben und „das Interesse und Begeisterung für Pflanzen, Blüten und Farben im öffentlichen Grün“ (ebd.) geweckt werden.

Diese Argumentationen bezüglich der Verwendung kurzlebiger Arten

münden dann in die Forderung nach einer Veränderung der Gestaltung bzw. in eine Kritik an der bisherigen Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung: So wurden nach Duthweiler (2010: 47) „Sommerblumen [...] in den 60er und 70er Jahren oft in plakativer Farbigkeit und prägnanter Großflächigkeit eingesetzt und in kompakten Zuchtsorten zu dekorativen Teppichen geordnet. Von dieser plakativen und als oberflächlich-dekorativ empfundenen Gestaltungsart wandte sich die Landschaftsarchitektur in den 80er und 90er-Jahren ab“. Die „charakteristische Pflanzweise der aktuellen Sommerblumenverwendung“ aber weise „große Textur- und Strukturkontraste auf [...], weiche Übergänge zwischen den Arten, höhenabgestufte Anordnung und einen hohen Detaillierungsgrad“ (ebd.: 49). Dies gilt auch für die von Brunsing beschriebenen Millefleurs-Pflanzungen, „bei der mehrere Pflanzen annähernd gleicher Höhe, aber unterschiedlicher Farben und Pflanzenstrukturen, miteinander mehr oder weniger gleichmäßig gemischt werden“ (Brunsing 2010: 19). Dadurch entstehe „ein harmonisch arrangiertes Blütenbild im innerstädtischen Raum, das sich deutlich von den noch oftmals anzutreffenden schrill bunten Blumenbeeten früherer Jahrzehnte abhebt“ (ebd.), so dass diese „Beete ein wichtiger Beitrag des Gartenamts zu einem sich immer wieder wandelnden, attraktiven und zeitgemäßen Stadtbild werden können“ (ebd.: 23).

Ziel der Arbeit

Sowohl von Duthweiler als auch von Brunsing wird folglich eine bestimmte Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung als nicht mehr zeitgemäß beschrieben. Deutlich wird jedoch zunächst nicht, weshalb diese kritisierte Art der Bepflanzung, nicht mehr dem Interesse der Betrachter entsprechen sollte, worin also der den beworbenen Vegetationsbildern zugesprochene höhere Wert besteht. Aufschluss dazu geben die Beschreibungen der propagierten Vege-

tationsbilder, in denen Duthweiler und Brunsing deren Gestalt charakterisieren bzw. den ersichtlichen Unterschied zu den kritisierten Vegetationsbildern hervorheben: So würden nach Duthweiler (2012: 51), wie beschrieben, „naturnahe landschaftliche Situationen und ein idealisierter Sukzessionszustand mit optimaler Vergesellschaftung nachgestellt“. Nach Brunsing entsprächen die Baden-Badener Millefleurs-Pflanzungen „dem Wunsch nach differenzierten Farbspielen und scheinbar natürlich wirkenden Pflanzungen“ (2010: 20) und vermittelten eine „natürlich anmutende[r] Stimmung“ (ebd.: 21). Deutlich wird hieran also, dass diesen Vegetationsbilder vor allem ein „natürlicher“ oder „naturnaher“ Charakter zugesprochen wird, der den kritisierten Schmuckpflanzungen mit der bisher praktizierten Wechselflor-Bepflanzung nicht attestiert wird. Der höhere Wert und die damit verbundene Aktualität dieser Vegetationsbilder resultierten somit aus der darin erkennbaren „Natürlichkeit“.

Ziel dieser Arbeit ist es daher, zu untersuchen, weshalb dieserart „natürliche“ Vegetationsbilder (derzeit) als zeitgemäßer erachtet werden können, als solche, die nicht diesen Gestaltungskriterien folgen. Es gilt zu erkennen, worin ein „Wert der Natürlichkeit“ besteht, der in Betrachtung solcher Vegetationsbilder das Werturteil zu beeinflussen vermag. In der Konsequenz würde sich daraus nämlich tatsächlich eine Kritik an der „herkömmlichen“ Wechselflor-Bepflanzung ableiten lassen, die weiterhin vielerorts im öffentlichen Raum, so auch in Kassel (s. Kapitel 2), praktiziert wird. Diese Art der Pflanzenverwendung würde den Ansprüchen der Menschen an eine Zierbepflanzung somit weniger gerecht.

Gliederung der Arbeit

Einleitend werden in Kapitel 2 zunächst die von Duthweiler und Brunsing erläuterten Pflanzenverwendungen der Wechselflor-Bepflanzung und der Ansaat bzw. der Verwendung von Sommerblumen betrachtet und dargestellt, welche Art von Vegetationsbildern beworben bzw. gegenteilig kritisiert werden. Weitergehend gilt es, die Entstehung sowohl der Wechselflor-Bepflanzung als auch der Ansaat blühender, zierender Arten nachzuvollziehen, um ein Verständnis dafür zu erhalten, in welchem Kontext diese als Pflanzenverwendung in den öffentlichen Raum Einzug hielten. Dies erfolgt in Kapitel 3. Darauf aufbauend wird in Kapitel 4 untersucht, inwiefern ein Wert in der gedeuteten Natürlichkeit dieser Vegetationsbilder besteht, der auch das Urteil des Betrachters zu beeinflussen vermag. Dies setzt eine Erläuterung der Bedeutungen des Naturbegriffs voraus. Hieraus erschließt sich, dass Natur (als Landschaft) immer auch Träger symbolischer Bedeutung ist, die auch in der ästhetischen Wahrnehmung der Vegetation in der Stadt zum Tragen kommen kann. Auf Grundlage dieser Untersuchung kann abschließend in Kapitel 5 über die Aktualität einer bestimmten, „natürlicheren“ Weise der Wechselflor-Bepflanzung geurteilt werden.

2. Vergleich der Pflanzenverwendungen

Im Folgenden werden die nach Duthweiler und Brunsing beworbenen „natürlichen“ und gegenteilig kritisierten Vegetationsbilder vorgestellt. Dies umfasst die beiden differentiellen gärtnerischen Praxen der Wechselflor-Bepflanzung und die damit verbundenen Begriffe der »Sommerblumen-« bzw. der »Millefleurs-Pflanzung« sowie die Ansaat als sogenannte „Blumenwiesen“.

2.1 Sommerblumen-, Millefleurs- und Wechselflor-Bepflanzung

Die von Duthweiler beschriebene Pflanzenverwendung basiert zum einen auf der gärtnerischen Praxis der Pflanzung und zum anderen auf der Ansaat von Sommerblumen. Nach Evert (2003: 581) gilt als »Sommerblume« eine „vorkultivierte, oft exotische, krautige Pflanze, die meist im Sommer blüht und in kalten Klimagebieten vor dem Winter abstirbt“. Als Sommerblumen bezeichnet werden folglich solche Pflanzen, die jährlich neu gepflanzt werden und während der Sommermonate bis zum Herbst blühen. Der Vorteil in der Verwendung einjähriger¹ Sommerblumen besteht nach Duthweiler (2010: 51) darin,

¹ Pflanzen können unter anderem anhand der Lage ihrer Erneuerungs- bzw. Vermehrungsorgane und ihrer Lebensdauer verschiedenen Lebensformtypen zugeordnet werden (vgl. Braun-Blanquet 1964: 143). Daraus ergeben sich die Bezeichnung einer Pflanze gemäß ihrer Lebensform als »Stau­de« (auch »Perenne«), »Einjährige« (auch »Annuelle«) oder »Zweijährige« (auch »Bienne«). Als Stauden werden ausdauernde, krautig wachsende, also nicht verholzende Pflanzen bezeichnet. Sie treiben über mehrere Vegetationsperioden im Frühjahr aus ihrem Überdauerungsorgan nahe der Erdoberfläche aus und ziehen über den Winter wieder ein. Bei sogenannten ein- und zweijährigen Pflanzen hingegen endet der Vegetationszyklus nach der Blüte



Abb. 01: „Landschaftlicher Wiesencharakter“ (Duthweiler 2010: 46) mit *Cleome hassleriana* ‘Violettkönigin’, *Verbena bonariensis* und *Zinnia* ‘Benarys Riesen’.



Abb. 02+03: Sommerblumenpflanzungen mit *Verbena bonariensis*, *Sanvitalia procumbens* und *Rudbeckia hirta* ‘Prairie Sun’ (links) sowie *Ammi majus* und der Staude *Agastache* ‘Blue Fortune’ (rechts).

dass diese keine langfristige, individuelle Entwicklung am Pflanzort vollziehen und dadurch „Themen wie Konkurrenz, Verdrängung und Sukzession [...] keine Rolle“ spielen. So ist ein Pflanzbild mit Sommerblumen direkt mit der Pflanzung herstellbar und kann jährlich variiert werden (vgl. ebd.). Die von ihr beschriebene „neue[n] Sommerblumenverwendung“ (ebd.: 47) sei nun gerade deshalb interessant, da hier „neben Farbkombinationen auch Strukturkontraste bedeutsam“ werden. So ließen sich mit locker wüchsigen Sommerblumen gemischte und verwobene Pflanzbilder anlegen und beispielsweise mit *Verbena bonariensis*, *Gaura lindheimeri* und *Ammi majus* „Pflanzungen wiesenhaft verschleiern“ (ebd.) oder durch eine geschickte Höhenstaffelung abwechslungsreiche, kontrastierende Pflanzbilder herstellen (vgl. ebd.: 47ff., s. Abb. 01–03).

Die Zierbeete in Baden-Baden werden als sogenannte »Millefleurs-Pflanzungen«² angelegt, basierend auf der Bepflanzungspraxis des Wechselflors (vgl. Brunsing 2010: 23). Als Millefleurs-Pflanzung wird eine Mischpflanzung in saisonaler Bepflanzung bezeichnet (vgl. Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen 2010). Wesentlich für das als Millefleurs bezeichnete Vegetationsbild ist hierbei die Durchmischung von unterschiedlichen Arten bei der Pflanzung. Der Begriff »Wechselflor« bezeichnet dabei eine gärtnerische

bzw. der Samenreife. Diese Arten durchlaufen dabei den Vegetationszyklus von der Keimung bis zur Samenbildung ihrer Bezeichnung entsprechend in ein bzw. zwei Jahren. Während also einjährige Pflanzen bereits nach einer Vegetationsperiode geblüht und Samen gebildet haben, bilden zweijährige Pflanzen im ersten Jahr nur Blätter und kommen im zweiten Standjahr zur Samenreife (vgl. Braun-Blanquet 1964: 143, 147ff., 149 / Rice 2007: 13).

² Der Begriff »Millefleurs« (frz. „Tausend Blumen“) geht auf ornamentale Verzierungen in Form von Blumenmotiven auf Teppichen, später auch Gemälden, im 15. und 16. Jahrhundert zurück. Die Pflanzung der Arten als „durchmisches“ Arrangement, welches als „Millefleurs“ bezeichnet wird, entstammt der Zeit des Barocks (vgl. Magel 2004 / Deuchler 1966 / Gaissmayer o.J., s. dazu Kapitel 3).



Abb. 04: Schmuckbeet mit der Sommerflor-Bepflanzung vor dem Baden-Badener Theater im Sommer 2010.



Abb. 05–07: Beispiel des Frühjahrsflor am Baden-Badener Kurhaus (links) und des Sommerflors als „aus *Nicotiana*, *Nemesia*, *Begonia* und *Heliotrop*“ (Brunsing 2010: 21, rechts oben) sowie „luftige Gräser und *Verbena bonariensis* zwischen strengen *Tagetes* und *Zinnien*“ (ebd., rechts unten).

Praxis, bei der „ein- oder zweijährige Pflanzen, [...] jedes Jahr für das Frühjahr, den Sommer und ggf. für den Herbst neu gepflanzt werden“ (Evert 2003: 742). Die Wechselflor-Bepflanzung (auch »Wechselpflanzung«) zeichnet als Kriterium folglich eine Unterteilung in gärtnerisch unabhängig voneinander angelegte und jahreszeitlich, d.h. saisonal festgelegte Florperioden, des Frühlings-, Sommer- und Herbstflors aus, wobei die Anzahl der Florperioden variieren kann. Dementsprechend werden auch in Baden-Baden die Schmuckbeete zweimal jährlich, im Frühjahr und im Sommer, bepflanzt, um so für den größten Teil des Jahres blühende Pflanzungen herzustellen. Auf eine zusätzliche Bepflanzung im Herbst wird hier allerdings aus Kostengründen verzichtet. (vgl. Brunsing 2010: 21, s. Abb. 04+05)

Die Millefleurs-Pflanzungen in Baden-Baden zeichnet nach Brunsing (ebd.: 19) nun im Gegenteil zur einfachen Bepflanzung als Wechselflor eine stärkere Durchmischung aus, die auf Pflanzen ähnlicher Höhe, aber unterschiedlicher Wuchseigenschaften beruht, so dass ein größerer Strukturreichtum und „aus der Kombination mehrerer Farben [...] ein lebendiges Farbspiel erzeugt werden kann“ (ebd.). Dazu werde beispielsweise neben bewährten Sommerblumen wie Zinnia, Rudbeckia oder Tagetes „die dem Beet einen eher steifen Charakter geben, [...] als Kontrast Gräser und locker schwingende Pflanzen wie Cleome, Gaura und Verbena bonariensis [verwendet], die großflächigen Beeten eine überraschende Leichtigkeit verleihen können“ (ebd.: 20, s. Abb. 06+07). Die Verwendung höher wachsenden Arten wie *Salvia farinacea*, *Rudbeckia hirta*, *Cleome spinosa* oder *Cosmos bipinnatus* erlaube dahingehend eine deutlichere Höhenstaffelung einer Pflanzung, sofern die Fernwirkung erhöht werden solle (vgl. ebd.). Die Vorbereitung für die Frühjahrsbepflanzung beginnt in Baden-Baden bereits im Herbst mit dem Setzen winterharter Zwiebelpflanzen, vor allem Tulpen in diversen Sorten. Weitere im Frühjahr blühende Arten werden jedoch als vorgezogene Pflanzen erst mit Ende der Frostperiode im März gesetzt, um Schäden durch

die Witterung zu vermeiden. Für die Sommerbepflanzung ab Mitte Mai werden die Beete dann komplett abgeräumt und anschließend mit ebenfalls vorgezogenen Arten bepflanzt, die dann bis Anfang Oktober in den Beeten verbleiben. (vgl. ebd.: 21) Die Bepflanzung der Beete wird „mit hoher Stückzahl eher dicht durchgeführt, um ein schnelles Schließen der Pflanzendecke zu erreichen. Auf diese Weise lässt sich der Pflegeaufwand beim Hacken und Krauten reduzieren. Vorteilhaft ist eine relativ hohe Pflanzen-Stückzahl je Quadratmeter aber auch, weil einzelne ausgefallene Blumen nicht ersetzt werden müssen, da andere Pflanzen die Lücke schnell schließen. Außerdem entfalten die Schmuckbeete auf diese Weise schneller nach der Pflanzung eine überzeugende Wirkung, was schließlich eines der Hauptziele bei der Verwendung von Wechselflor ist“ (ebd.: 22). Der Vorteil einer Millefleurs-Pflanzung bestehe des Weiteren auch in „einer größeren Blühsicherheit im Verlauf der Sommersaison [...], da beim Ausfall einzelner Arten innerhalb einer Mischung die anderen Pflanzen die entstehenden Lücken leichter schließen können“ (ebd.: 20).

Die von Duthweiler und Brunsing beschriebenen Vegetationsbilder mit Sommerblumen zeichnet also jeweils die jährlich neue Anlage der Pflanzung aus. Damit besteht in der Betrachtung der gärtnerischen Praxis beider Pflanzungen der einzige Unterschied darin, dass bei Brunsing mehrere, eine Frühjahrs- und eine Sommerbepflanzung, und bei Duthweiler nur eine jährliche Florperiode, die des Sommerflors, beschrieben werden. Auch hinsichtlich der jeweiligen Differenzierung zwischen der kritisierten Wechselflor-Bepflanzung „vergängerer Jahrzehnte“ und den Kriterien der als „natürlicher“ deklarierten Pflanzbilder besteht kein Unterschied in der gärtnerischen Praxis. Das gestalterische Ziel jener Pflanzungen, die Duthweiler und Brunsing beschreiben, ist folglich ein strukturell vielfältiges und ineinander verwobenes Pflanzbild durch die Verwendung zahlreicher unterschiedlicher Pflanzen. Hierzu werden durchaus eine gewisse

Vegetationsdynamik und damit eine Varietät des Pflanzbildes zugelassen, um etwa abgestorbene oder verwelkte Pflanzen zu überdecken. Duthweiler und Brunsing beschreiben daher im Grunde, trotz uneinheitlicher Bezeichnung, ein über die gärtnerische Praxis der Wechselflor-Bepflanzung hergestelltes und gestalterisch gleichwertiges Vegetationsbild einer Sommerbepflanzung (als „Sommerflor“) im Sinne einer Millefleurs-Pflanzung.

Mit der Bepflanzungspraxis des Wechselflors können jedoch auch trennscharf Muster oder Farbteppiche hergestellt werden. Dies geschieht gegenteilig zu einer durchmischten Pflanzung über eine flächig-einheitliche, basierend auf der Verwendung von Pflanzen weniger Gattungen oder Arten, wobei eine vegetative Dynamik nicht erwünscht ist. Im Unterschied zu den Millefleurs-Pflanzungen ist das Ziel einer solchen einheitlichen Bepflanzung, über die Dauer einer Florperiode ein exakt festgelegtes, sich nicht veränderndes Vegetationsbild herzustellen. Ausgefallene Pflanzen müssen insofern zur Erhaltung des Pflanzbildes zwingend ersetzt werden. Diese bestimmte Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung stellt die durch Duthweiler und Brunsing kritisierte dar, wie sie vielerorts – so auch in Kassel – praktiziert wird (s. Abb. 08–10).

Der grundsätzliche Vorteil der Wechselflor-Bepflanzung, wie es auch Duthweiler und Brunsing beschreiben, besteht folglich, darin, dass ein (mehrmals) jährlicher Austausch des Pflanzbildes stattfindet, wodurch eine hohe Abwechslung möglich ist. Durch die Verwendung von (im Treibhaus) vorkultivierten Pflanzen kann eine weitgehend geschlossene Beetfläche unmittelbar mit der Pflanzung hergestellt werden. Da die frühen und die späten vegetationszyklischen Stadien der Pflanzen nicht am Präsentationsort stattfinden, kann für einen bestimmten Zeitraum im Jahr, je nach Florperiode, ein durchgängig blühendes Pflanzbild erreicht werden. Weitergehend kann im Treibhaus der Vegetationszyklus einer Pflanze unabhängig von Jahreszeit



Abb. 08+09: Wechselflor-Bepflanzung in der Kasseler Innenstadt als Frühjahrsflor kurz nach der Pflanzung (links) und als Sommerflor (rechts). Beispielhaft steht diese Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung für die als nicht mehr zeitgemäß kritisierten Vegetationsbilder.



Abb. 10: Die Wechselflor-Bepflanzung erlaubt es auch, trennscharf Konturen und Muster zu pflanzen, so etwa das Kasseler Stadtwappen im Sommerflor.

und Witterung beeinflusst werden. Es können folglich auch im Frühjahr bereits Pflanzen in die Beete gesetzt werden, die zwar mit der immer noch anspruchsvollen Witterung zurecht kommen, aber gemäß ihres Vegetationszyklus in den Beetflächen erst später ausgetrieben hätten.

Die gängige Definition der Wechselflor-Bepflanzung nach Evert (2001: 724) bezüglich der Lebensform der verwendeten Pflanzen greift hierbei jedoch zu kurz. Der Vorteil der Verwendung einjähriger Arten gegenüber Stauden besteht in ihrer generellen Eignung zur Wechselflor-Bepflanzung, da sie in kürzest möglicher Zeit zur Blüte kommen. Die Wechselflor-Bepflanzung ist, gerade bei der Verwendung von Blattzierpflanzen und Ziergräsern, grundsätzlich aber unabhängig von der Lebensform der Pflanzen. So können stets neben ein- und zweijährigen Pflanzen auch ausdauernde, winter- und nichtwinterharte Pflanzen, wie Stauden (etwa Heuchera-, ausdauernde Salvia-, Dicentra- und grundsätzlich Dahlia-Arten in diversen Sorten) und Gräser (etwa Pennisetum) für eine Wechselflor-Bepflanzung Verwendung finden, die dann jährlich ausgetauscht werden. Auch Duthweiler und Brunsing führen als Beispiel der Verwendung von Sommerblumen Pflanzbilder an, die auch auf staudischen Arten, wie Agastache, *Nassella tenuissima* oder *Heuchera* basieren (vgl. Duthweiler 2010: 51 / Brunsing 2010: 18). Über die Verwendung einer Art entscheidet somit deren Äußeres, folglich die Eignung der Pflanze für das Pflanzkonzept bzw. der ästhetische Anspruch des Planenden, und nicht deren Lebensform.



Abb. 11: Beispiel der Verwendung einer Ansaat im öffentlichen Raum: Die vergleichsweise hochwachsende Saatgut-Mischung »Wehretaler Sommertraum«.



Abb. 12–14: Die vegetationszyklische Entwicklung der Ansaatmischung »Mössinger Sommer«. Links kurz nach der Aussaat Mitte April, mittig im Mai und rechts im Juni.

2.2 Ansaatmischungen als „Blumenwiesen“

Die Ansaat blühender Arten, wie sie Duthweiler (2010: 51) beschreibt, werden derzeit vermehrt als fertig zusammengestellte Mischungen mit Samen zahlreicher einjähriger Pflanzen angeboten und als „Blumenwiesen“ beworben.³ Angeboten werden dabei zahlreiche unterschiedliche Samenmischungen, wie »Mössinger Sommer«, »Blumenwiese Werratal«, »Eschweger Blütenzauber«, aber auch speziell für schwierige Boden- und Klimaverhältnisse konzipierten Ansaaten, wie »Perennis« oder »No`aride«. Die Unterschiede liegen hierbei dementsprechend in der Verwendung solcher Samen von Pflanzen mit entsprechenden Standortansprüchen. (vgl. Lange 2012: 34f.)

Seit einigen Jahren werden auch in Kassel an mehreren Standorten mit einer Gesamtfläche von über 5.000 Quadratmetern Ansaatmischungen ausgebracht. Die Anlage der Ansaatflächen erfolgt hier mit der Vorbereitung des Bodens durch eine Umkehrfräse. Darauf folgt in der Regel im April die Aussaat des Saatguts, bei etwa drei bis fünf Gramm pro Quadratmeter. Die Ansaaten enthalten Samen vieler Pflanzen-Gattungen, die sich im Verlauf eines Jahres vegetationszyklisch von der Keimung bis zur Samenreife auf der Ansaatfläche entwickeln (s. Abb. 12–14). Die Ansaatmischungen sind so zusammengestellt, dass sich die unterschiedlichen Blütefolgen der Pflanzengattungen und -arten auf einander aufbauen. Demzufolge kann so bei einer Aussaat im April von Mai bis Ende Oktober ein durchgängiger Blütenflor geschaffen werden, da verblühte Pflanzen von jahreszeitlich später blühenden abgelöst werden. Nach Ende der Blütezeit erfolgt dann die einmal jährliche Mahd der Flächen und die Neuanlage im folgenden Frühjahr. (vgl. ebd.: 35ff.)

³ Vgl. beispielweise Stadt Mössingen (o.J.a) / Lange (2012).

Die Bezeichnung als »Wiese« ist allerdings in Bezug auf die Ansaatmischungen unter einer pflanzensoziologischer Betrachtung unzutreffend, denn der Begriff bezeichnet ein »Ökosystem«⁴, das landwirtschaftlich zur Erzeugung von Tierfutter, wie etwa Heu, genutzt wird. Im Gegensatz zur Weide geschieht dies nicht durch das Grasens von Tieren, sondern Mahd. (vgl. Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland o.J.)

Historisch gehen Wiesen in der Regel⁵ auf die Rodung von Waldgebieten zur Holzgewinnung und zur landwirtschaftlichen Nutzbarmachung zunächst vor allem als Weideland zurück. Seit Mitte des 19. Jahrhundert die Stallhaltung von Tieren vermehrt praktiziert wurde, wurden jedoch größere Flächen der ehemaligen Weiden zur Heugewinnung genutzt und dazu regelmäßig gemäht. „Unter dem Einfluss der immer wiederkehrenden Mahd entstand die typische Wiesenvegetation, die sich durch einen hohen Anteil von Gräsern und Kräutern sowie durch das Fehlen jeglicher Holzgewächse auszeichnet“ (Döler/Haag/Genser 1995: 5/ vgl. ebd.). Ohne die regelmäßige Mahd würden Wiesen folglich gemäß der »Sukzession«⁶ erst mit niedrigeren,

⁴ Siehe bzgl. »Ökosystem« Fußnote 6.

⁵ Als Ausnahme gelten die sehr feuchten Salzwiesen in Küstennähe und Hochstaudenfluren. Salzwiesen sind aber nicht Gegenstand der Betrachtung, da sie nicht mit der Intention des Ansatzes einer Ansaat im öffentlichen Raum und dem damit verbundenen, namensgebenden Blühaspekt vergleichbar sind (vgl. FSBio-Hannover 2012). Hochstaudenfluren existieren hingegen nur sehr kleinteilig als natürliches Vorkommen, d.h. unabhängig von einer Kultivierung. In der Regel etablieren sich deren Pflanzengesellschaften auf ehemaligen, „verbrachten“ Wiesenflächen mit gut wasserversorgten, nährstoff- und basenreichen Böden (vgl. Ressi/Aigner 2010).

⁶ Als »Sukzession« wird die Entwicklung eines »Ökosystems« vom sogenannten Initialstadium bis zum Klimaxstadium beschrieben (vgl. Weber 2001: 362). Dabei gilt als Ökosystem ein Biotop, d.h. der potentielle Lebensraum mit all seinen abiotischen Ökofaktoren, wie Klima, Boden und Geländestruktur, und den dort vorkommenden Artenpopulationen (Biozönose) und

verholzenden Pflanzen, wie Sträuchern, später mit höheren, wie Bäumen, zunächst verbuschen und dann verwalden. Begünstigt werden durch die Mahd dauerhafte, staudische Pflanzen, die aus ihren in Bodennähe liegenden Überdauerungsorganen austreiben. Die Vermehrung solcher Arten erfolgt dabei vor allem vegetativ über Ausläufer. Die Pflanzen sind also nicht ausschließlich auf die generative Vermehrung durch Samen angewiesen, die eine bereits geschlossene Vegetationsdecke deutlich erschweren würde. (vgl. Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland o.J.)

Beeinflusst werden kann die Produktivität der Vegetation durch eine Erhöhung der Nährstoffversorgung. Gerade im Zuge der Intensivie-

die durch sie bestimmten biotischen Ökofaktoren. Biotische Ökofaktoren beschreiben dabei die Einflüsse auf das Ökosystem, die durch Lebewesen bedingt werden oder aber die Konkurrenz unter Pflanzen (vgl. ebd.: 298, 347). Auch der Einfluss des Menschen auf ein Ökosystem, etwa durch die Mahd einer Wiese oder deren Düngung gilt als biotischer Ökofaktor. Charakteristisch ist während den unterschiedlichen Sukzessionsstadien, die Zunahme der Biomasse bei gleichzeitiger Abnahme der Produktivität sowie die Zunahme der Artenvielfalt bis auf ein Maximum, gefolgt von einem Rückgang auf einen konstanten Wert (Klimaxstadium). (vgl. ebd.: 2001: 362)

Die Besiedelung eines Biotops stellt sich aufgrund der stetigen Verbesserung der Standorteigenschaften für die Flora als eine ablösende Abfolge von Pflanzenarten dar: Auf dem offenen, noch nicht besiedelten Boden treten zunächst während des Initialstadiums sogenannte Pionierpflanzen (auch »Ruderalvegetation«) auf und reichern durch ihre Biomasse den Boden mit weiteren Nährstoffen an. Dies sind meist kurzlebige, ein- oder zweijährige, aber dafür extrem schnellwüchsige Arten, die auf dem Standort in den ersten Vegetationsperioden dominieren (vgl. Schmidt 2005: 33ff. / Schmidt 2006: 27). Der nun nährstoffreichere Boden ermöglicht in den Folgestadien, dass anspruchsvollere Arten gedeihen können. Die dann auftretenden, in der Regel staudischen Arten, verdrängen die annuellen und biennen Pionierpflanzen. Daraufhin siedeln sich wiederum andere (auch verholzende) Arten an. Dieser Prozess endet, wenn an einem Standort die höchstmögliche Biomasse erreicht ist. Dies bezeichnet dann das Klimaxstadium, welchem in Mitteleuropa der Wald entspricht. (vgl. Weber 2001: 362)



Abb. 15+16: Beispiele einer artenreichen »Fettwiese« (links) und einer »Magerwiese« (rechts) in den Alpen.

rung der landwirtschaftlichen Nutzung als »Intensivgrünland« erfolgt dies durch Düngung, so dass eine Mahd häufiger im Jahr erfolgen kann. Dieser erhöhte Selektionsdruck hat allerdings Auswirkungen auf die Anzahl vorhandener Arten und damit eine geringere Blütenvielfalt zur Folge: „Schnellwüchsige Arten werden gefördert und unterdrücken die Langsamwüchsigen. Vor allem der Grasanteil nimmt zu. Bis auf wenige stickstoffliebende Arten wie Löwenzahn und scharfer Hahnenfuß verschwinden die Wiesenkräuter mit der Nährstofflut“ (Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland o.J.). Wiesen können gemäß der für sie charakteristischen Standortbedingungen in übergeordnete Typen unterteilt werden. Dazu gehören beispielsweise »Magerwiesen«, »Feuchtwiesen« und »Fettwiesen« (s. Abb. 15–17). Die Magerwiese⁷ (auch »Trockenwiese«) zeichnet neben einer geringen Nährstoffversorgung, ein warm-trockenes Mikroklima und eine dünne Bodendecke aus. Da der Standort nur eine geringe Produktivität der Vegetation erlaubt, erfolgt meist nur eine jährliche Mahd. Fettwiesen hingegen sind gut mit Wasser und Nährstoffen versorgt und weisen dementsprechend eine deutlich höhere

⁷ Magerrasen bezeichnet als Überbegriff neben den »Magerwiesen« auch »Magerweiden«, die aber keine Wiesen sind (vgl. Döler/Haag/Genser 1995: 5).



Abb. 17: Beispiel einer als »Intensivgrünland« durch Düngung ertragsoptimierten, artenarmen Wiese, bei der Löwenzahn dominiert.

Produktivität der Vegetation auf, so dass auch eine dreimalige jährliche Mahd erfolgen kann. Feuchtwiesen liegen in der Regel in der Nähe von Flüssen und Seen. Sie charakterisiert eine wesentlich stärkere Beeinflussung durch das Grundwasser bzw. gar die zeitweise Überschwemmung. (vgl. Döler/Haag/Genser 1995.: 5f. / Friedrich-Schiller-Universität Jena 2013)

Die übergeordneten Wiesentypen werden nun aufgrund unterschiedlicher geologischer Gegebenheiten und nicht trennscharfer Übergänge, etwa in Bezug auf den Wasserhaushalt, in Untergruppen differenziert. Diese weisen dabei jeweils für sie typische »Pflanzengesellschaft«⁸ auf, d.h. den Standorteigenschaften gleich

⁸ Eine »Pflanzengesellschaft« bezeichnet einen Begriff der Pflanzensoziologie. Nach Tüxen (1957: 151, zitiert nach Brandes 1983: 37) kann eine Pflanzengesellschaft folgendermaßen definiert werden: „Eine Pflanzengesellschaft ist eine nach ihrer Artenverbindung durch den Standort ausgelesene Arbeitsgemeinschaft von Pflanzen, die als sich selbst regulierendes und regenerierendes Wirkungsgefüge im Wettbewerb um Raum, Nährstoffe, Wasser und Energie sich in einem soziologisch-dynamischen Gleichgewicht befindet“. Jede Pflanzengesellschaft weist demnach „ihre eigenen Standortsbedingungen, ihr eigenes Lebensformenspektrum, ihre[n] eigenen jahreszeitlichen Entwicklungsgang, ihr eigenes Verbreitungsgebiet“ (ebd.) auf.

gut angepasste Pflanzen. Damit ist beispielweise für die Vegetation einer Magerwiese die „sogenannte Basenversorgung von entscheidender Bedeutung. Sie ist vor allem davon abhängig, ob im Ausgangsgestein beziehungsweise im Boden Kalzium enthalten ist oder nicht. Daher zeigen Kalkmagerrasen über Jurakalken oder Muschelkalk eine andere Artenzusammensetzung als die Borstgrasrasen und Weidfelder über Grundgebirge oder kalkfreien Sandsteinen“ (Döler/Haag/Genser 1995: 6). Spezifisch lässt sich somit auf Grundlage einer pflanzensoziologischen Betrachtung der Vegetation auf den Typ der vorliegenden Wiese schließen. Ein Wiese kann so anhand der auftretenden, charakteristischen Pflanzengesellschaft etwa als »Kalkmagerrasen« ausgewiesen werden oder eine Fettwiese unter anderem als »Goldhaferwiese« und »Glatthaferwiese«.

3. Zeitgeschichtliche Betrachtung

Im Folgenden werden die Entstehung der Praxen der Wechselblor-Bepflanzung und der Ansaat in Bezug auf die Zierpflanzenverwendung im öffentlichen Raum in Deutschland betrachtet. Wie im vorherigen Kapitel beschrieben, basieren beide Pflanzenverwendungen, durch die in ähnlicher Weise „natürliche“ Vegetationsbilder hergestellt werden können, in der Regel auf dem Einsatz einjähriger Arten. Sie unterscheiden sich jedoch dahingehend, dass bei der Pflanzung vorkultivierter Arten keine vegetationszyklische Entwicklung am Präsentationsort stattfindet und die Pflanzung mit Ende einer Florperiode abgeräumt wird, während bei einer Ansaat die Pflanzen dort von der Keimung bis zur Samenreife bestehen.

Insbesondere die Entwicklung der Wechselblor-Bepflanzung war hierbei auch an technisch-gärtnerische Voraussetzungen gebunden, die grundsätzlich schon in der Zeit des Barocks gegeben waren. Die Wechselblor-Bepflanzung als gängige gärtnerische Praxis, wie sie heutzutage unter dem massenhaften Einsatz vorkultivierter Pflanzen angewendet wird, wurde jedoch erst im 19. Jahrhundert ausgehend von England möglich. Die als „Blumenwiesen“ verwendeten Ansaatmischungen kamen hingegen in Deutschland erst in den 1990er Jahren unter dem Aspekt der Kostenreduzierung bei der Unterhaltung von Grünflächen und als zierende, „schön blühende“ Alternative zum Scherrasen auf.¹ Jedoch wurde bereits in den 1980er Jahren durch die »Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation« ein ähnlicher Ansatz verfolgt und auf den Freiflächen der ehemaligen Gesamthochschule Kassel (heute Universität Kassel) umgesetzt. Deren theoretischer Ansatz, d.h. die Intention der Pflanzenverwendung, aber

¹ Weitere Ansätze der Verwendung zierender Ansaaten wurden auch in den Niederlanden von Rob Leopold und Dick van der Burg bzw. von Nigel Dunnett in den späten 1990er Jahren in England entwickelt (vgl. Kingsbury 2004: 106).

unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von dem der heute praktizierten Ansaat als „Blumenwiesen“, da dieser nicht primär auf die Herstellung eines zierenden Vegetationsbildes ausgerichtet war und im Gegensatz zur Ansaat der „Blumenwiesen“ nicht nur auf dem Ausbringen anueller Arten basierte.

Im ersten Teil dieses Kapitels wird, ausgehend von der prägenden Gartengestaltung in Frankreich und England zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert, die gärtnerisch-technische Entwicklung der Wechselflor-Bepflanzung hin zu einer gängig verwendeten Bepflanzungspraxis im öffentlichen Raum nachgezeichnet. Im Anschluss werden die beiden beispielhaften Ansätze der Ansaat und die damit verbundenen, ähnlichen, aber im Detail doch unterschiedlichen, Vegetationsbilder vorgestellt. Insgesamt erfolgt die Betrachtung der beiden Praxen der Pflanzenverwendung und der damit hergestellten Vegetationsbilder immer auch unter dem Aspekt der jeweiligen (gesellschaftlichen) Kontexte, aus denen heraus diese angelegt wurden bzw. werden. Wie folgend aufgezeigt wird, beeinflusst dies immer die jeweiligen gestalterischen Moden, d.h. die ästhetische Beurteilung eines Vegetationsbildes, so dass zeithistorisch ähnliche Vegetationsbilder, gerade auch in ihrer „Natürlichkeit“, unterschiedlich beurteilt wurden.

3.1 Die Entstehung der Wechselflor-Bepflanzung

3.1.1 Die Schmuckbeete des Barockgartens im 17. und frühen 18. Jahrhundert

Der Barockgarten entstand unter der Auffassung, dass „die Natur sich manchmal ungeschicklich erzeugt / durch Kunst kann aufgerichtet / geleitet und in Ordnung gebracht werden“ (van der Groen 1669: o. S., Einleitung, I. Abschnitt, zitiert n. Hansmann 2009: 11). Ziel der Gartenkunst des Barocks war es folglich nicht, die Natur nachzuah-

men, sondern vielmehr diese „nach architektonischen Prinzipien zu ordnen und dadurch ihre ganze Schönheit erst erfahrbar zu machen“ (Hansmann 2009: 9). Die künstlerisch geformte Natur wurde so in voller Schönheit zur Schau gestellt, als „ein Stück durch die Schöpferkraft des Gartenkünstlers überhöhte Natur“ (ebd.: 11).

Gartenparterres waren dabei wichtige Gestaltungselemente barocker Gartenanlagen. Als Parterre wurde eine „aus einem Motiv heraus gestaltete Gesamtfläche“ (ebd.) bezeichnet, die als in sich eigenständiger Bestandteil der Gartenanlage angelegt wurde. Nach Hansmann (ebd.: 13–22) können verschiedenen Parterre-Typen², die sich zeithistorisch (weiter-)entwickelten und die sich in ihrer Gestaltung aufgrund des ihnen anerkannten Wertes, etwa durch die Lage im Garten oder ihrer Funktion, unterschieden werden. Wesentliches Gestaltungsmerkmal aller Parterre-Typen, war die von Blumenstickerei auf kostbaren Gewändern (sog. »Millefleurs«) inspirierte Anlage von filigranen, ornamentalen „Laubzügen“ (ebd.: 13), den sogenannten »Broderien«. Diese bestanden in der Regel aus kastenförmig geschnittenem Buchs, der von Rasenflächen umgeben war. Die Zwischenräume dieser niedrigen Hecken wurden mit farbigen Materialien, wie Ziegelmehl, Sand oder Kies gefüllt, um so eine starke Kontrastwirkung zum Grün des Buchs zu erhalten.

Blumen fanden in den Garten-Parterres in unterschiedlicher Intensität, aber allgemein in untergeordneter Weise Verwendung. Einige Parterre-Typen jedoch, wie das »Parterre de pièces coupées pour des fleurs« und das »Parterre de découpé (par découpés)« (auch »Parterre fleuriste«) zeugen von einer massenhaften Verwendung von Blumen als Hauptmerkmal des Parterres unter der Prämisse eines möglichst prachtvollen und langwierigen Blütenreichtums. Während das Parterre de découpé (par découpés) vordergründig für kleine

² Am häufigsten Verwendung fanden dabei nach Hansmann (2009: 13–22) folgende Parterre-Typen: »Parterre en (de) broderie«, »Parterre de compartiment«, »Parterre à l'Angloise« und »Parterre d'Orangerie«.

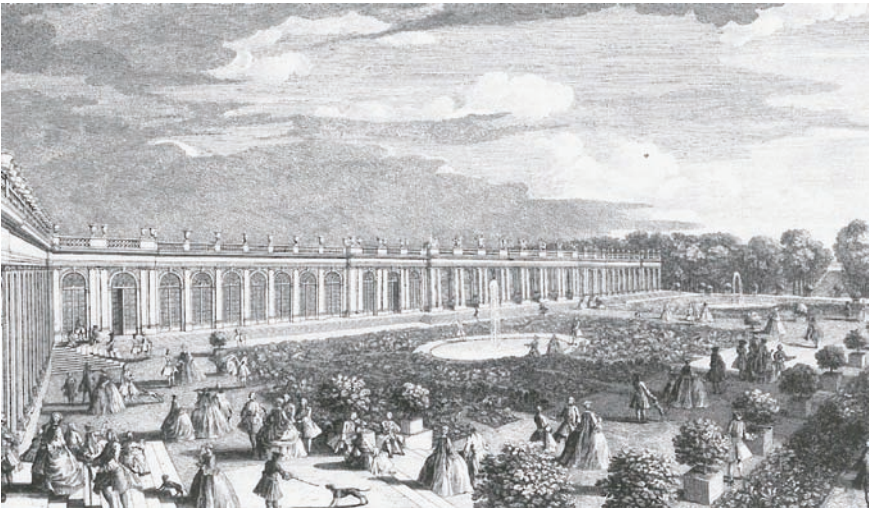


Abb. 18: Das »Parterre de pièces coupées pour des fleurs« am Grand Trianon in Versailles.

Gartenbereiche angelegt wurde, prägten zahlreiche Beetflächen in unterschiedlichen Formen das Parterre de pièces coupées pour des fleurs. Gerade am »Grand Trianon« in der Versailler Gartenanlage fand dieses Parterre Verwendung und beeindruckte mit Beeten die „emailartig³ durchwirkt mit allen Sorten der seltensten Blumen“ (Jacques Rigaud 1753, zitiert. n. Hansmann 2009: 18 , s. Abb. 18).

Die Bepflanzung der Schmuckbeete der Gartenparterres

Empfehlungen zur Pflanzenverwendung bei der Gestaltung der Parterres finden sich in den Beschreibungen von Johann Sigismund ElBholtz (1623–1688), in denen dieser auf die Anlage eines zeitgenössischen Blumengartens als Blumenparterre eingeht. Der Hofbotaniker des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, beschreibt in dem erstmals 1666 und nachfolgend in mehreren Auf-

³ Damit beschreibt Rigaud ein farbig vielfältiges, „durchmisches“ Vegetationsbild (vgl. Hansmann 2009: 18).

lagen erschienenen Traktat „Vom Garten-Baw etc.“ umfassend die Gestaltung und gärtnerische Technik zur Bepflanzung der Parterres. (vgl. Hansmann 2009: 61ff.)

Neben der Herstellung der aus Buchs und Kieswegen gebildeten Ornamente gibt EIBholtz auch Empfehlungen zur Anlage des Blumen Gartens aus denen die Praxis der Beetbepflanzung hervorgeht (vgl. Hansmann 2009: 63f.). So müssten die Proportionen der Beete grundsätzlich so geplant werden, dass den Pflanzen ausreichend Platz gegeben sei, andernfalls könne „man kaum etliche wenige Körnlein darauff säen“ (EIBholtz 1684 (1987): 45, zitiert n. Hansmann 2009: 64). Bei der Aussaat oder Pflanzung von Blumen sei zu beachten, „daß die Besäung / und Pflanzung nicht zu dichte / sondern so geschehe / daß kein Gewächs dem andern hindere / auch ein jedes vor dem anderen vollkömlich gesehen werden könne“ (ebd.: 48, zitiert n. Hansmann 2009: 64). Dabei kritisiert er, dass oftmals ein Beet nur mit einer Art von Blumen bepflanzt werde. Dies sei zwar „sehr löblich / auch den Augen angenehm / so lange die Blüht derselben Blumen dauret: wenn aber sotane vorbey / so stehen die Bettlein gantz bloß und kahl / welches den Garten sehr verunzieret“ (ebd.). Aus diesem Grund empfiehlt er eine Ordnung beim Ausbringen der Pflanzen einzuhalten, so dass „das Zwiebelwerck an die Ecken und zu nechst an die Bordirung der Beete zu bringen: den Mittelplatz aber lassen sie denen zaßrichen Gewächsen besonders / damit sie ihnen mit der Mistung ohne schaden der andern zu hülffe kommen können. Auff solche weise wenn jene verblühet / so kommen diese hernach / und behalten also die Bette allzeit eine Bekleidung“ (ebd.).

Folglich wurden nach EIBholtz aus Zwiebeln, Samen (vermutl. annuelle Arten) und dauerhaften Pflanzen (Stauden) zu Beginn des Jahres („mit der Mistung“ (ebd.), d.h. dem Setzen der Pflanzen in die Beete) die Beetfläche so präpariert, dass durch ineinander übergehende Blühphasen der einzelner Pflanzen ein durchgängiger Blüteflor bestand. Gemäß dieser geschickten Verzahnung verlief die

vegetative Entwicklung der Pflanzen innerhalb eines Jahres nach Elßholtz folgendermaßen: „Auff eine mit Zwiebel-gewächse allbereit belegte Parterre / pflantzet er hin und her Roßmarin oder Cypresse / und Neglein-stöcke durch einander: zwischen dieselben aber strewet er über die gantze Parterre allerley bunten, gefüllten Mohn-samen. Hierauff erscheinen erstlich die Zwiebel-blumen / also daß alles mit Tulpen/ Narcissen / Hyacinthen und dergleichen bedeckt. Wenn solche flüchtige Zier verschwunden / so wird die grüne gestalt des Roßmarins scheinbar / und tapezieret das Erdreich so lang / bis bald darauff die Mohn-blumen ihre scheckige Livree darstellen. Endlich nachdem diese Veränderungen auch fürüber / so zeiget sich die bekleidung der vollen Neglein / und behält eine solche Parterre stets ein geputztes Angesicht“ (ebd.: 48f., zitiert n. Hansmann 2009: 65). (vgl. Hansmann 2009: 62–65)

Aufgrund dieser Beschreibung ist zu vermuten, dass diese Parterre-Bepflanzung, zwar nur teilweise mit den verwendeten Arten, aber mit dem Prinzip der jahreszeitlichen Konzeption und der Quantität des Blüteflors, vergleichbar ist, wie es den Kupferstichen von Crispijn de Passe dem Jüngeren (1593/94? – nach 1670) aus dem Jahr 1614 zu entnehmen ist. Diese zeigen den Hortus Floridus (Blumengarten) und das dortige Parterre de pièces coupées pour des fleurs einmal während einem frühen Zeitpunkt im Jahr und einmal gegen Ende des Jahres. So sind hier zunächst unter anderem Krokus, Narzisse, Hyazinthe, Iris, Anemone, Kaiser-Krone, diverse Lilien und Päonie dargestellt. Gegen Ende des Jahres („Septenrio“) jedoch blühen nun – an jeweils anderer Stelle und bei schon verwelkten Blumen – neben Herbstzeitlosen unter anderem Sonnenblume, Studentenblume, Rizinus, Tabak und Malve. (vgl. Hansmann 2009: 36, s. Abb. 19+20) Während Elßholtz so einen zu Beginn des Jahres vorbereiteten, durchgängigen Blüteflor, auch unter Verwendung dauerhaft im Beet bestehender Stauden propagiert, bekundet hingegen Wolff Albrecht Stromer von Reichenbach (1626–1702) in seinem Traktat „Die edle

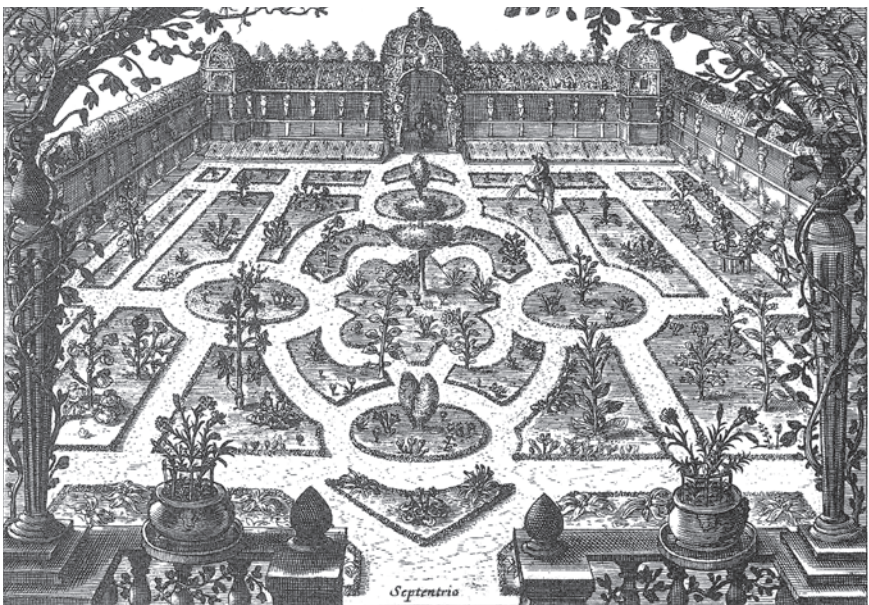
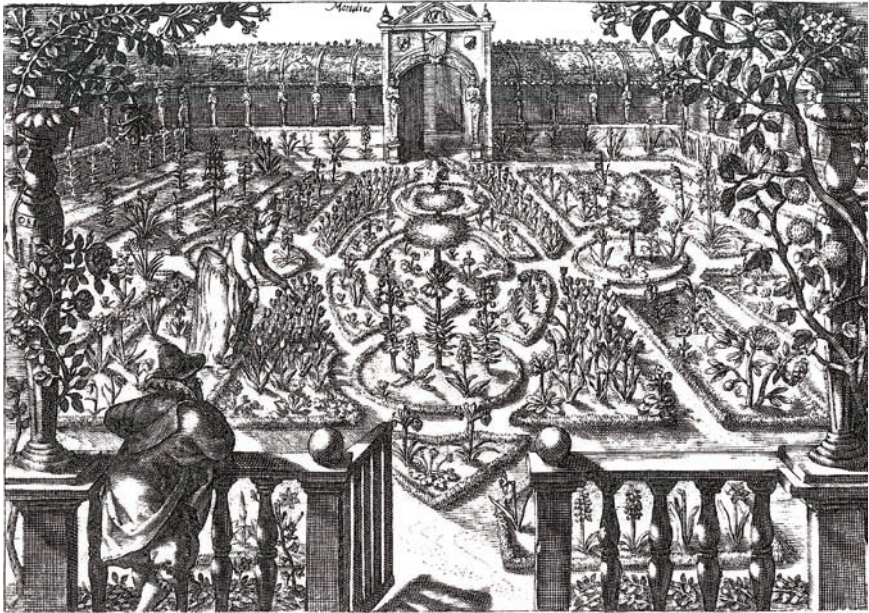


Abb. 19+20: Kupferstiche des Blumenparterres im Hortus Floridus aus dem Jahr 1614, im Frühjahr (oben) und im späten Sommer (unten).

Garten-Wissenschaft etc.“ (1671) bezüglich dieser Methode Bedenken. Dies begründet er mit dem Konkurrenzverhalten und den Ansprüchen einzelner Pflanzen an den Boden und stellt daher eine für diese Zeit neuartige, seines Erachtens geeignetere Alternative zur Beet-Bepflanzung dar: „Wie nun diese letztere Ordnung nicht allerdings zu verachten / so habe ich doch meines Theils / weil das Zwibelwerck nicht gar ein anderes gewächs leidet / item nicht alle Blumen gleichen Grund haben wollen; zu deme auch immer eines dem andern die Krafft entziehet / sich überhöhet / und das andere erstöcket / selbige nicht nützlich befunden [...] und damit nach Abgang der Blumen von zwibeln oder Bulben in denselben Feldern je eine und andere Blumen vorhanden sey / setze ich entweder Blumen die nicht weit auswurzeln in die Mitte / oder säe und pflanze sie in irdene Geschir [...] und vergrabe sie hernach in das Blumenbette / so schaden sie dem Zwibelwerck nicht / und können oft verändert werden“ (Stromer von Reichenbach 1671: 290f., zitiert n. Wallach 1987: 276, zitiert n. Hansmann 2009: 357). Auch Stromer von Reichenbachs Beschreibung der Beetbepflanzung zeugt so von dem Bemühen, einen durchgängigen Blüteflor vom Frühling bis zum Herbst herzustellen. Neben dem rein praktischen Aspekt der besseren Wachstumsmöglichkeiten der Pflanzen beschreibt er dabei mit dem Säen oder Pflanzen der Blumen in Töpfe, die in die Beete gesetzt wurden, den wesentlichen Vorteil der Wechselflor-Bepflanzung, wonach ein Pflanzbild so während eines Jahres verändert werden kann.

Diese gärtnerische Praxis wurde folgend in größerem Umfang insbesondere am Grand Trianon in der Gartenanlage von Versailles des Königs Ludwigs XIV. (1638–1715) angewendet und 1691 wie folgt durch den Architekten Augustin Charles d'Aviler (1653–1701) beschrieben: „Wenn die Luft mild ist, kann man die Gärten mit Kübeln [...] von Orangen- und Granatapfelbäumen, Jasmin und Oleander usw. schmücken. Man macht daraus Alleen oder stellt Vasen mit verschiedenen Blumen im Wechsel mit den Kübeln an die Ecken der

Parterrefelder und Beete. Und wenn die Blumen zu welken beginnen, kann man, falls man in der Gärtnerei Töpfe in Reserve hat, die eingegrabenen Töpfe auswechseln [...]. Dies ist die großartigste Abwechslung, die man sich denken kann“ (d’Aviler 1691: o. S., zitiert n. Wimmer 1989: 117). (vgl. Hansmann 2009: 205, s. Abb.21)

Gemäß der von d’Aviler beschriebenen Praxis der Pflanzung vorgezogener Pflanzen mitsamt des Topfes, gelang so mehrmals jährlich die Veränderung des Blüteflors mit entsprechenden saisonal blühenden Pflanzen. Auch konnte eine Parterre-Bepflanzung so spontan auf Wunsch des Königs durch eine andere Zusammenstellung der Töpfe variiert werden. Dies hatte einen großen Vorrat an Blumen zur Voraussetzung, so dass neben Bestellungen bei Gärtnereien in ganz Frankreich, zur Beschaffung von ausreichend Pflanzenmaterial gar an der klimatisch gut zur Blumenzwiebelzucht geeigneten Mittelmeerküste Landstücke bei Toulon erworben und ein Zuchtgarten errichtet wurde. (vgl. ebd.: 84, 209, 212) Ludwig XIV. stellte sich ob dieser prunkvollen Fülle an Blumen als Herrscher dar, dem es möglich sei, über „ewigen Frühling“ zu gebieten und wurde „verglichen mit einem Parterre voller Frühlingsblumen; wie das Parterre diese als seine erste Hervorbringungen im Jahreskreis und als seinen schönsten Zierrat liebe, so sei seine Majestät nicht weniger die Liebe und die Zierde der ganzen Erde. Blumen als Symbol des Ewigen Frühlings, des Liebreizes, der Fruchtbarkeit und des Überflusses. [...] Man könne nicht glauben beim Anblick der köstlichen Blumen, die den Aufenthaltsort der Flora so angenehm erscheinen ließen, mitten im Winter zu sein, sondern in südlichem Klima“ (ebd.: 212). So stand die Beetbepflanzung am Grand Trianon gänzlich unter der Prämisse, durch einen dauerhaften und vor allem ständig variierten und bunt durchmischten Blüteflor, die Großartigkeit des Herrschers zu veranschaulichen.

Wie im Detail ein solcher durchgehender Blüteflor realisiert werden konnte, schildert der französische Gartentheoretiker Antoine



Abb. 21: Ansicht des Blumenparterres von Grand Trianon aus dem Jahr 1688/89. „Ewiger Frühling“ wurde hier durch den Austausch der in Töpfen gepflanzten Blumen vorgetäuscht.

Joseph Dézallier d'Argenville (1680–1765) in dem Traktat „Théorie et la Pratique du Jardinage etc.“, das erstmals 1709 und nachfolgend in mehreren Auflagen in Paris erschien.⁴ Diese Publikation d'Argenvilles zur Anlage und Gestaltung von Gärten gilt gemeinhin als die umfangreichste und in Europa jener Zeit meist verbreitetste (vgl. Wimmer 1989: 135). Neben grundsätzlichen Darlegungen zur Garten- und Parterre-Gestaltung, werden hierin auch weitergehend die damalige Praxis und das gärtnerische Wissen um die Vermehrung und Anzucht sowie die Überwinterung nicht winterharter Pflanzen beschrieben (vgl. d'Argenville, nach Danreiter 1731: 303–332).

Diese Erläuterungen offenbaren dabei umso deutlicher den Aufwand, der mit der Bepflanzung der Parterre-Beete einherging und dem Bestreben „zu jeder Jahrs-Zeit schöne Blumen [...] und wohl-angefüllte Rabatten, ohne daß in 8. Monaten des Jahres ein leerer Platz verbleibe“ herzustellen (ebd.: 304). Grundsätzlich könnten Blumen zwar auch direkt in die Rabatten gesät werden, „gemeiniglich aber setzt man lieber aus dem Mist-Beete mit ihren Erden-Klumpen gezogene Blumen hinein, oder aber in große Scherben, welche auch dazu dienen, daß man im Winter die Blumen, so keine Kälte leyden, ins Gewächs-Haus bringen kann“ (ebd.: 307). Die Anzucht der Pflanzen stellte hierbei wohl einen der Arbeitsschwerpunkte dar, da von dem Gelingen ein großer Teil der späteren Parterre-Bepflanzung abhing (vgl. ebd.: 306): „Man muß allezeit einen besonderen Ort haben, Blumen auf denen Mist-Beeten und flachen Einfassungen aufzuziehen, welches gleichsam zu einer Blumen-Schule dienet. [...] Die Mistbeete machet man in dem Mertzen, und zwar allezeit an den hitzigsten und gegen Mittag liegenden Ort bey einer Mauer, oder vertiefften Melonen-Platz, wenn es seyn kann. In solcher grossen Hitze lässet

⁴ Hierbei wird sich auf die deutsche Übersetzung durch Franz Anton Danreiter von 1731 bezogen, die der französischen 1. Auflage des Jahres 1713 folgt (vgl. Wimmer 1989: 122f.). Dies wird fortlaufend gekennzeichnet als „d'Argenville, nach Danreiter 1731“.

man sie 14. Tage, ehe man etwas hinein säet. Hernach bedeckt man den Saamen wieder einen Zoll hoch mit Mist-Beet-Erden, und zwar so, daß ihn die gläserne Glocken bedecken können, welche ihn wider die kalten Nächte des Frühlings schützen, und ihn durch die Strahlen der Sonnen dergestalt erhitzen, daß er desto eher hervor kommt“ (ebd.: 309).

Die Pflanzen, die d'Argenville zur Parterre-Bepflanzung in Betracht zieht, unterscheidet er nach „jährlichen Pflanzten [...], welche man alle Jahr aus Saamen oder Körnern überkommen muss“ (ebd.: 310), „immerwährende und stets wachsende Pflanzten“ (ebd.: 313) und „bollichte Pflanzten und Zwiebeln“ (ebd.: 314). Jene einjährigen Pflanzten differenziert d'Argenville (ebd.: 310f.) nach solchen, die im Mistbeet vorgezogen werden müssen und solchen, die auch bereits im Herbst in die Rabatte gesät werden könnten, da sie weniger Kälte empfindlich sind. Die unter Glasglocken im Mistbeet vorgezogenen Pflanzten seien „einen oder zwey Monat hernach [...] schon so hoch, und schön genug, daß man sie in die Parterren und in die Geschirz oder Scherben versetzten kann. Alsdenn hebt man sie mit samt der Erden [...] aus, und bringet sie gantz gemach in die Rabbaten, allwo man nach Proportion ihres Erden-Klumpens Löcher vor sie macht, wobey man sich aber mit der Grab-Schauffel in Acht nehmen muß, daß man die Blumen-Zwiebel oder gleich dabey stehende Pflanzten nicht beschädige, und die Blumen ordentlich in die ihnen auf den Rabbaten bestimmte leere Plätze setze“ (ebd.: 312f.). Die „immerwährenden und stets wachsenden Pflanzten“ (ebd.: 313) womit d'Argenville Stauden beschreibt „kommen gemeinlich nicht von Saamen, ob man schon einige davon ziehen könnte, sondern man ziegelt sie von Ablegern, Wurzel-Geschosen und Zweigen [...]. Man nimmt sie alle Jahr im Herbst aus, um die junge Bruth und Ableger von ihren Wurzeln zu sondern. Weil sie sehr starck sind, so setzt man sie nach abgenommenen Jungen gleich wieder in die freye Erde“ (ebd.: 314). Zwiebelpflanzen würden hingegen, mit Ausnahme von Tulpen, grundsätzlich das gan-

ze Jahr in der Erde verbleiben, wobei er beispielsweise als solche „die Lilien, Türckische Bünde, die meisten Hornungs-Blumen, die Schwerdt-Lilien, die Kayser-Cronen, der Saffran“ (ebd.: 318) nennt. Die Seltenheit oder der Geruch einer Pflanze sei für die Auswahl zur Parterre-Bepflanzung hingegen unwesentlich. Wichtig sei vielmehr die Blütedauer und eine farbliche markante Blüte, so dass die Beete „wenn man sie vor schön halten soll, das gantze Jahr hindurch ohne Unterbrechung, oder einen leeren Platz zu lassen, wohl bekleidet seyn müssen“ (ebd.: 328). Bei der Bepflanzung der Beete, müsse jedoch die Anordnung der Pflanzen ihrer Wuchshöhe entsprechend geschehen, „denn die hohen würden unfehlbar die niedrigen ersticken, und die mittlern auch dabey Schaden leyden“ (ebd.: 323). Insbesondere niedrigwüchsige Pflanzen eigneten sich hierbei für die Parterre-Bepflanzung und die Ausfüllung eines mit Buchsbaumhecken angelegten Ornaments und „werden gar selten in ein freyes Erdreich gepflantz, indem sie in denen Blumen-Scherben besser fortkommen, in welche man auch andere Blumen nach der Jahrs-Zeit setzen kan, zum Exempel alle Sorten der Amaranthen und Balsaminen, oder Balsam-Kraut, [usw.] damit man das gantze Jahr hindurch etwas haben kan“ (ebd.).

Die Pflanzen ordnet er hierzu auch ihrer Blütezeit im Jahr entsprechend nach Gruppen. Dabei bestimmt er den Frühling mit den Monaten März bis Mai, den Sommer von Juni bis August und den Herbst von September bis November als Blütezeit-Gruppen und listet sogar für den Winter die wenigen ihm bekannten blühenden Arten auf.⁵ Damit unterscheidet d'Argenville folglich die auch heute der Wechselflor-Bepflanzung zu Grunde liegenden jahreszeitlichen Florperioden⁶, zieht es aber

⁵ Beispielsweise nennt d'Argenville hierzu „Einfache Anemonen, [...], Winter-Hyacinthen, Frühzeitige Tulipanen, [...] die einfachen Narcissen“ (d'Argenville, nach Danreiter 1731: 331).

⁶ Dies tat auch der Gartentheoretiker Louis Liger (1715: 417–423), der die

vor, „sie nur durch die Zeit, in welcher sie blühen, [zu] unterscheiden, wovon wir den Winter, als den ärgsten Blumen-Feind, ausschließen. Wir behalten demnach den Sommer, Frühling und Herbst, als in welchen 3. Jahrs-Zeiten die Blumen im Flor sind, mit welchen man die Blumen-Beete das Jahr hindurch nach einer jeden Jahrs-Zeit besetzt, und folglich nach diesen 3. Jahrs-Zeiten 3. mal in einem Jahre verändert, dieweil alsdenn 3. verschiedene Arten von Blumen hervor kommen. Also hat man eine besondere Auszierung im Frühling, Sommer und Herbst“ (ebd.: 326f. / vgl. ebd.: 325f., 331). Der Frühlingsflor sei gemäß d’Argenvilles Erachten, die „lustigste und angenehmste“, jedoch auch nur von kurzer Dauer, der Sommer hingegen wegen der Menge an verfügbaren, unterschiedlichen Blumen die „reichste und confiderableste“ Jahreszeit, und der Herbst „die schönste und dauerhafteste, ob sie schon von Zwiebeln und Blumen, so natürlich auf denen Rabbaten wachsen, fast entblöset ist“ (ebd.: 327). Grundsätzlich erkennt d’Argenville zwar an, dass die Praxis des Pflanzens in Töpfchen („Geschirz“ (ebd.)) oder Scherben vorgezogenen Blumen, den Vorteil des flexibel veränderbaren Pflanzbildes mit sich bringt, hält dies aber aufgrund der immensen Kosten für eine recht unpraktikable Art der Beetbepflanzung (vgl. ebd.). Gleichwohl sei es „unmöglich [...], daß den Auszierung der Blumen nicht ein leerer Platz gefunden werden, entweder daß eine Zwiebel abgestanden, oder eine Pflanze nicht angewurzelt; also muß man von allen Sorten der Blumen im Vorrath haben, so wohl in denen Scherben, als auf den flachen Rabbaten, damit man von jeder Jahrs-Zeit die leere Plätze wieder anfüllen kann“ (ebd.: 332). Je nach Jahreszeit ergaben sich so folgende gärtnerische Tätigkeiten, die für eine gelungene Bepflanzung mit einem „emailartigen“, bunt durchmischten Blütenflor notwendigen waren: „Im Frühling besteht

Pflanzen danach aufstellte, „zu welcher Zeit, und in welchen Monaten durch das gantze Jahr hindurch, ein jedes Gewächs sich blühend weiset“ (Liger 1715: 417, zitiert n. Hansmann 209: 72, 381 / vgl. dazu Hansmann 2009: 81f.).

die Auszierung der Rabbaten aus denen Zwiebeln und Saamen, so in dem vorher gegangenen Herbst auf freyer Erde gesäet worden. Im Sommer von andern Zwiebeln und Saamen, so im Frühling in die freye Erde gesäet, oder in die Mist-Beete gepflantzet worden. In dem Herbst gibt es wenig Zwiebeln, viel aber auf denen Mist-Beeten und flachen Rabbaten zur Frühlings-Zeit gesäete Blumen, welche man im Julio mit samt ihren Erden-Klumpen auf die Rabbaten versetzet“ (ebd.). Um die Blütendauer des Frühjahrsflors zu verlängern, schlägt er eine Vermischung der Zwiebelgewächse mit frühblühenden Sommerblumen als „früher Sommerflor“ vor. Diesem vegetationszyklisch-verzahnten Frühjahrsflor folgte dann eine Sommer- und eine Herbstbepflanzung (vgl. d’Argenville 1760/1972: 297f., zitiert n. Hansmann 2009: 85).

Die Methode dieser Florbepflanzung, bei der die Pflanzen direkt in die Erde des Beetes gesetzt wurden, kann nach Hansmann (2009: 281f.) anhand eines zeitgenössischen Pflanzplans aus dem Jahr 1693 und den darauf basierenden Rekonstruktionsquarellen von Mark Laird aus dem Jahr 1999 nachvollzogen werden (s. Abb. 22 auf folgender Seite). Der Plan stellt eine Rabatte von ca. 1,95 m Breite dar, die den Angaben d’Argenvilles zur Wuchshöhe und Blütezeit der Pflanzen entsprechend bepflanzte wurde. Für den Frühjahrsflor wurden am Beetrand Reihen aus Zwiebelpflanzen wie Tulpen, Narzissen und Hyazinthen angelegt. In den Flächen dazwischen lagen mehrjährige, frühe Sommerblüher von mittlerer Größe, so etwa Nachtviolen, Ehrenpreis, Bartnelken und Veilchengewächse. Auf dem Scheitel des zur Mitte erhöhten Beetes lagen dann die höher wachsenden Pflanzen, wie Kamille, Glockenblumen, Goldlack und Lilien (vgl. Hansmann 2009: 281f.).



Abb. 22: Rekonstruktion einer zeitgenössischen Rabatten-Bepflanzung von Laird (1999), die vergleichbar mit den Angaben d'Argenvilles ist.
Oben: der Frühjahrsflor / Unten: der frühe Sommerflor.

3.1.2 Die Schmuckbeete im Landschaftsgarten

Die Gestaltung von Gärten im 17. und 18. Jahrhundert, insbesondere ausgehend von Frankreich, basierte, wie beschrieben, darauf, die Natur durch die Gartenkunst zu formen und so erst zur „vollen Schönheit“ zu bringen. Als Gegenbewegung zum Barockgarten entwickelte sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in England als neuartiger Gartentyp der Landschaftsgarten, der in der Folge auch in Deutschland Einzug hielt. Hierbei wurde das Naturideal auf das die bisherige architektonisch-formale Gestaltung im Barock aufbaute, abgelehnt und ins Gegenteil verkehrt: „Im Zuge der Aufklärung und dem sich wandelnden Weltbild, gelangte man zu einem neuen Naturverständnis, die unverfälschte Natur wurde zum Symbol für Freiheit. Die formale Formensprache wurde als gekünstelt abgelehnt, Ziel war es nun, mit naturhafter Gestaltung, ein Idealbild der Natur zu schaffen“ (Musiolek 2005: 23). Künstlerisch gestaltete Natürlichkeit wurde folglich das neue Gartenideal (s. hierzu Kapitel 4.4.1). Die Verfechter des Landschaftsgartens kritisierten, dass Gartenarchitekten wie André Le Nôtre (1613–1700), für ihre Gärten „den Eigensinn der Natur mit ungeheuren Kosten“ (Hansmann 2009: 11) überwältigen würden. Die barocke Gartenkunst eines Le Nôtres habe „fast überall das genaueste Eben-Maß und sorgfältigste Regelmäßigkeit eingeführt, wo eine Laube der andern, eine Statue der andern zuwinkt, wo Freyheit, Mannigfaltigkeit und schöne Unordnung von der Genauigkeit ganz verschlungen sind“ (Krünitz 1779: 190, zitiert n. Hansmann 2009: 11). Nach Hirschfeld lasse dieser Gartentyp aber das Wesentliche, das was einen Garten eigentlich ausmache, gänzlich vermissen: „Der Garten ist sehr schön geschmückt! / Hier Statuen und dort Cascaden; / Die ganze Götterzunft¹, hier Faunen, dort Najaden, / Und schöne Nymphen, die sich baden: / Und Gold

¹ Damit beschreibt Hirschfeld Figuren der antiken Mythologie, die als schmückende Gestaltungselemente im Barockgarten Verwendung fanden.



Abb. 23: Blick vom Hauptgebäude aus im von Lancelot Brown ab 1760 als „klassischer“ Landschaftsgarten angelegten Prior Park in England.

vom Ganges hergeschickt, / Und Muschelwerk und güldne Vasen, / Und Porcellan auf ausgeschnittenen Rasen, / Und buntes Gitterwerk [...] / Ists möglich, daß was fehlt? Nichts weiter – die Natur“ (Hirschfeld 1779 (1973): 119, zitiert n. Hansmann 2009: 11).

Gemäß dieser Kritik zeichneten den klassischen, also frühen Landschaftsgarten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann auch im Sinne des für diese Zeit prägenden Gartenarchitekten Lancelot Brown (1716–1783) „weitläufige Rasenflächen, malerisch angeordnete Baumgruppen und natürlich gestaltete Seen“ (Musiolek 2005: 5) aus: „Die Brownsche Landschaft ist geprägt durch Einfachheit und strenge Stilisierung der Natur. Die vorherrschenden Elemente seiner Gärten sind Gehölze, Wasser, weitläufige Wiesen und sanft gewelltes Gelände, umgeben von einem Gehölzgürtel“ (ebd.: 23, s. Abb. 23). Der Landschaftsgarten als Gartentyp unterlag dabei zeit-historisch unterschiedlichen Gestaltungstendenzen, die sich auch auf die Pflanzenverwendung auswirkten. So führte die Ende des 18. Jahrhunderts aufkommende Auffassung, dass jeder Garten, unabhängig von den Kriterien der Gestaltung, ein künstlicher sei, zu einer grundsätzlich kritischen Betrachtung der auf der Herstellung

scheinbarer „Natürlichkeit“ basierenden Gestaltungskriterien (vgl. ebd.: 5). Insbesondere durch den Gartenkünstler Humphry Repton (1752–1818) wurden folgend auch formaler gestaltete Gartenbereiche wieder eingeführt. Fokussiert wurde dabei der als Rasen- oder Wiesenfläche angelegte Übergang zwischen dem Gebäude und dem daran anschließenden landschaftlich gestalteten Teil. Blumen spielten im klassischen Landschaftsgarten jedoch eine untergeordnete Rolle. Zwar wurden Wiesen teilweise mit Blumen ausgeschmückt, sie waren aber nie wesentlicher, prägender Bestandteil einer Anlage: „Bekanntlich hat der Landschaftsgarten mit Blumen niemals etwas Rechtes anzufangen gewusst, die Hauptquelle seiner Schönheit war immer der Baum“ (Hoffmann 1963: 254, zitiert n. Musiolek 2005: 5). Repton jedoch fungierte „mit seiner Betonung des gärtnerischen Aspekts der Gestaltung und der Wiedereinführung architektonischer Elemente [...] als Wegbereiter der viktorianischen² Gartenkunst“, in deren Kontext nun auch die Verwendung von Blumen und Schmuckbeeten wieder wichtiger wurde. Repton unterteilte bei seinen Planungen den Garten grundsätzlich in zwei Bereiche. Dies war zum einen der unmittelbar rückwärtig an dem Hauptgebäude liegende und „deutlich als künstlich erkennbar gestaltete Bereich, der sogenannte ‚Pleasureground‘³, mit regelmäßig gestalteten Elementen wie

² Das »viktorianische Zeitalter«, als nach der Regentschaft (1837–1901) der britischen Königin Queen Viktoria I. benannte Epoche, bezeichnet einen für Großbritannien prägenden Zeitraum, währenddessen, im Kontext der voranschreitenden Industrialisierung, die Festigung als Weltmacht gelang und ein wirtschaftlicher Wohlstand einherging, von dem gerade auch die anwachsende Mittelschicht profitierte. Diese selbstbewusste und vermögende gesellschaftliche Schicht strebte nun ebenfalls nach dem bisherigen aristokratischen Ideal der Wohnform eines Landsitzes mit dazugehöriger Gartenanlage. (vgl. Musiolek 2005: 8)

³ »Pleasureground« bezeichnet den, im klassischen Landschaftsgarten als Wiese, später auch mit Schmuckbeeten angelegten, rückwärtigen Hausbereich.

Blumengärten und Rosarien“ (ebd.: 7) und zum anderen der hinter dem Pleasureground gelegene und natürlich anmutende landschaftliche Teil der Gartenanlage (vgl. ebd.). Diese durch Repton hervorgebrachte „Architektonisierung“ des Landschaftsgartens und vermehrte Ausstellung von Pflanzen wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts weitergeführt. Vor allem der Hausvorbereich wurde, wie schon im vorherigen Jahrhundert, wieder gestalterisch hervorgehoben und „zunehmend geometrisch angelegt, mit weitläufigen Terrassen, Balustraden, Treppen und formal gestalteten Blumenbeeten, teilweise mit Sammlungen seltener, exotischer Pflanzen“ (ebd.: 8).

Insbesondere der Gartenarchitekt und Botaniker John Claudius Loudon (1783–1843) prägte mit seinen Entwürfen die viktorianische Epoche der Gartengestaltung, indem er die „landschaftliche Gesamtgestaltung mit der regelmäßigen Gestaltung in Gebäudenähe und im Bereich der Blumen- und Rosengärten“ (ebd.: 9) vereinigte: „Loudon verzichtete auf die kulissenartige Wirkung gestaffelter Massen zugunsten einzelner Bäume und klar begrenzter Strauchpflanzungen, zierlicher ornamentaler Beete, fester Wege, kunstvoller Brunnen, Stauen und anderer Gartenornamente, die nicht mehr Stimmungen erregen oder Assoziationen wecken, sondern um ihrer selbst Willen wirken sollen. Das ideale Bild der Natur hat sich – mitsamt seinem Sinnhorizont – in seine Einzelteile aufgelöst“ (Buttlar 1989: 80, zitiert n. Musiolek 2005: 9). Während nach Musiolek (2005: 10) für Loudon bei der Gestaltung eines Gartens noch der „gärtnerische Aspekt“ durch die Gestaltung mit Pflanzen überwog, wandten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nachfolgende Gartenplaner, wie Charles Barry (1795–1860) oder Joseph Paxton (1803–1865), zunehmend der Verwendung von historischen Stilzitate(n) zu (s. Abb. 24). Dies hatte zur Folge, dass man sich neben der Architektur nun auch in der Gartengestaltung an vorherigen Stil-Epochen orientierte und der „bauliche Aspekt“ (ebd.) in den Vordergrund rückte. Dazu wurden auch formale Parterreformen aus der Vergangenheit aufgegriffen und als



Abb. 24: Blick vom Hauptgebäude auf das formal gestaltete Parterre des zwischen 1849 und 1855 nach dem Entwurf von Charles Barry überplanten Shrubland Park in England.

sogenannte „Neo-Gotik“, Neo-Renaissance“ oder „Neo-Barock“ neu interpretiert. Die unter Repton und Loudon noch runden, ovalen, nierenförmigen oder gänzlich organisch geformten Schmuckbeete, die entweder in gesonderten Blumengärten angelegt wurden oder verteilt auf dem Pleasureground lagen, waren nun wieder in eine streng-formale Parterregestaltung eingegliedert. (vgl. ebd.: 9f.)

Auch die Bepflanzung der Beete erfolgte nun nach anderen gestalterischen Kriterien. Während zur frühviktorianischen Zeit eine Bepflanzung noch im „gemischten System“, vergleichbar mit der Rabatten-Bepflanzung im 17. und 18. Jahrhundert, erfolgte, kam Mitte des 19. Jahrhunderts auch die massenhafte Verwendung gleichartiger Blumen in einheitlichen Farbgruppen in Mode. (vgl. ebd.: 10)

3.1.3 Das bedding out und das bedding system

Ermöglicht wurde die massenhafte Verwendung (vorgezogener) Pflanzen durch eine neuartige Bepflanzungspraxis als „typisch viktorianische Ausdrucksform“ (ebd.: 12) – dem »bedding out«. Diese gärtnerische Praxis bezeichnete das (Aus-)Pflanzen im Gewächshaus vorgezogener Arten (vgl. ebd.).

Explizit beschreibt Shirley Hibberd (1825–1890) in „The amateur's flower garden“ (1884) die Vorteile dieser zu seiner Zeit noch neuartigen Bepflanzungspraxis, aber auch den damit verbundenen Aufwand unter Verwendung des sogenannten »bedding systems«. Dabei richtet er sich gerade an private Gartenliebhaber, als relative gärtnerische Laien, die nun ein stetig wachsendes Klientel darstellten, welches sich nicht mehr nur aus adligen Land- und Gartenbesitzern, sondern nun auch aus Mitgliedern des vermögenderen Bürgertums zusammensetzte. Hibberd sah das bedding out grundsätzlich als Bereicherung für die Möglichkeit der Gartengestaltung, bemängelt aber die oft all zu einfallslose Verwendung (vgl. Hibberd 1884: 4). So würde sich zu häufig damit zufrieden geben, dass die Beetflächen in vielen Gärten und Parks zwar für einen kurzen Zeitraum mit einer überbordenden Blütenpracht aufwarteten, wobei diese aber die restliche Zeit des Jahr- es nur brach lägen: „For just three months, in fact, a few days more or less, according to the season, the parterre planted agreeably to custom is brilliant in the extreme, and for the remaining nine months of the year it is a dreary blank“ (ebd.: 34). Durch die Verwendung des bedding systems jedoch könne über mehrere jahreszeitlich festgelegte Florperioden auf Grundlage des bedding out eine Bepflanzung geschaffen werden, die über einen langen Zeitraum zu zieren vermag (vgl. ebd.: 45). Dies sähe im aufwendigsten Fall wie folgt aus: „To be sure, it is not possible to have a display of flowers in open beds the whole year round, but there may be four displays of some kind in the course of twelve months.“

From March to May, the parterre should present a succession of masses and lines of spring flowers; say crocuses, tulips, forget-me-nots, scillas, iberis, alyssums, pyrethrums, pansies, daisies, and polyanthuses. Then should follow the summer display of geraniums⁴, verbenas, petunias, and the rest of the generally accepted furniture. At the instant of these declining in beauty, early-flowering pom-pone chrysanthemums, brought in from the reserve ground, might be planted in their places, to make a brilliant display from the middle of October to the middle of November. Then the spring display must be prepared for by planting bulbs and herbaceous plants, and a few beds, and centres of beds, might be left wholly or partially vacant in this planting, in order to be filled with showy evergreen shrubs carefully lifted from the reserve ground, or grown in pots for the purpose and plunged" (ebd.: 34). Grundsätzlich aber genügten für eine gelungene Gestaltung auch die Pflanzung eines Frühjahrs- und eines Sommerflors, da für weitere Florperioden, wie dem Herbstflor und insbesondere dem Winterflor, viel Platz benötigt werde und hohe Kosten und Aufwand in der Organisation bedingten (vgl. ebd.: 35). Hibberd unterscheidet für die Florbepflanzungen zwischen den Zwiebelgewächsen, aus denen der Frühjahrsflor gebildet wird und den sogenannten „summer bedders“ (ebd.: 39), die er wiederum nach Blatt- und Blütezier-Pflanzen klassifiziert.⁵ Folgende Kriterien würden hierbei eine „bedding plant“ auszeichnen: „They must be decisive in the colour of leaf, or flower, or both; they must be of comparatively dwarf habit, or admit of being trained close to the ground to produce the same effect as dwarf plants; and they must present the appearance which renders them valuable as agents in colouring

⁴ Damit bezeichnet Hibberd (1884: 80) die Geranie (Pelargonium) und nicht gemäß der binären botanischen Nomenklatur die Storchenschnäbel (Geranium).

⁵ Hibberd (ebd.: 65–93) führt in der Auflistung „A selection of bedding plants“ alle seines Erachtens für das bedding system geeigneten Pflanzen auf.

for a considerable length of time; and the longer the better" (ebd.: 39f.). In der Konsequenz würden daher solche Pflanzen, auch wenn sie sich als attraktive Gartenblume bewiesen hätten, als „bedding plant“ ausscheiden (vgl. ebd.: 40).

Das bedding system sei nun gerade für jene Gartenliebhaber geeignet, die keine eigene Gärtnerei zur Vermehrung und Überwinterung besäßen und daher Blumen für jede Florperiode einkaufen müssten. Für jene, die ihre Pflanzen selber produzieren, gibt Hibberd jedoch ausführliche Empfehlungen zum Anbau der Pflanzen (ebd.: 40f.). Unabdingbar für die Pflanzenzucht in den Wintermonaten sei das richtige Gewächshaus bzw. eine gute Belichtung und Beheizung. Diese Voraussetzungen jedoch waren durch die meisten Gewächshäuser seiner Zeit, die für die Überwinterung von Gehölzen konzipiert wurden, nicht gegeben, weshalb diese somit nur sehr begrenzt für die Anzucht von krautigen Pflanzen geeignet waren (vgl. ebd.: 46). Ein für die Anzucht von krautigen Pflanzen geeignetes Gewächshaus sähe dementsprechend folgendermaßen aus: „The best place for the hardier kinds of bedding plants [...] is a well-built brick pit or greenhouse, with very low roof, in which the plants can always kept near the glass, and the management of which, as temperature, moisture, and air, will be considered with reference to the bedding plants, and not with reference to other thing that may be mixed with them“ (ebd.: 46). Dazu führt er im Folgenden zwei, mehr oder weniger aufwendig herzustellende Gewächshäuser für den weniger vermögenden Gartenbesitzer auf. Während das erste aus Backsteinmauern mit einer verschiebbaren Glasabdeckung und einem Brennofen zur Beheizung, noch recht einfach gehalten ist, zeigt das zweite Beispiel eine begehbbare und komplexere Konstruktion, die aus mehreren separierten Bereichen zur Unterbringung und Anzucht von Pflanzen besteht, und über Fenster und Dachöffnungen ventilier- und mit einer unterirdischen Heiß-Wasser-Heizung beheizbar ist (vgl. ebd.: 46–50).

Für die Bepflanzungspraxis des bedding outs im bedding system er-

gäben sich nach Hibberd im Laufe eines Jahres bei zwei Florperioden nun folgende Arbeitsschritte: Die Vorbereitung eines Beetes für die Saison des Folgejahres beginne im Oktober mit dem Setzen der winterharten Zwiebel- und Knollengewächse. Im November sollten die nur bedingt winterharten Pflanzen herausgenommen und für die Unterbringung im Gewächshaus eingetopft werden. Auch sollten nichtwinterharte Knollen, wie Dahlien, aus dem Boden genommen werden. Spätestens im Dezember müssten alle für das kommende Jahr vorgesehenen winterharten Zwiebeln in die Erde gesetzt sein. Die Folgemonate bis März sollten dann für die Anzucht der im Verlauf der Saison benötigten Pflanzen genutzt werden. Der April sei dann die Blütezeit der Tulpen, Hyazinthen und Narzissen, währenddessen bereits etwa die Dahlia-Knollen gesetzt werden müssten. Sobald deren Laub zu verwelken beginne, gelte es, die Zwiebeln, mit Ausnahme der Krokuse, einzusammeln, um sodann den Boden für den Sommerflor zu präparieren, also umzugraben und mit Mist zu düngen. Das Setzen der vorgezogenen Pflanzen erfolge im Juni, wobei die sehr kälteempfindlichen Pflanzen (wie etwa Alternanthera) so spät als möglich in diesem Monat gepflanzt werden sollten. Von Juli an, sei für die Erhaltung des Pflanzbildes des Sommerflors die Wässerung der Beete die Hauptaufgabe des Gärtners (vgl. ebd.: 37f., 302ff.).

Hibberd beschreibt somit als maßgeblich für eine Jahresbepflanzung mindestens zwei Florperioden, die des Frühjahrs- und des Sommerflors. Allen voran die Anzucht der Pflanzen, mithin das Vereinzeln und das Abhärten der gesäten Pflanzen, werden hierbei von Hibberd als die wesentlichen gärtnerischen Tätigkeiten erläutert, die auch heute bei der Vorbereitung der Pflanzen für die Wechselflor-Bepflanzung Verwendung finden. Des Weiteren sortiert er die Pflanzen nicht ausschließlich nach ihrem Blütezeitpunkt bzw. -dauer, sondern dahingehend auch nach der Formstabilität ihres Habitus, wodurch nun auch Blattzier-Pflanzen Beachtung finden.

Deutlich wird somit durch die Beschreibungen Hibberds, dass das bedding system konsequent ausschließlich auf dem Auspflanzen von vorgezogenen Arten basierte, was so nur durch technische und gärtnerische Weiterentwicklungen möglich wurde. Zwar beschreibt schon d'Argenville die Anzucht von Pflanzen im Mistbeet unter Glasglocken, eine wie bei Hibberd detailliert formulierte Praxis mit der notwendigen gärtnerischen Infrastruktur ist allerdings in dieser Qualität nicht erkennbar. Das bedding out wurde erst mit der Einführung der Gewächshäuser möglich, „da nun einjährige Pflanzen in riesigen Mengen gezüchtet und bei Blühen umgepflanzt werden konnten. Währenddessen ließ man in den Gewächshäusern die nächste Füllung für die Beete heranwachsen“ (Musiolek 2005: 12). Die Orangerien waren zwar während des 17. und 18. Jahrhunderts im Parterre d'Orangerie fester Bestandteil der Architekturen barocker Gartenanlagen und wurden in die Gestaltung als Repräsentationsobjekt explizit miteinbezogen. Mit dem gartenkulturellen Wandel ausgehend von England verlor dieser Gewächshaustyp jedoch an gestalterischem und funktionalem Wert. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden so, neben jenen Gebäuden, die weiterhin ausschließlich der Überwinterung der Pflanzen dienten, spezielle Treibhäuser, die ausschließlich für die Aufzucht von Pflanzen konzipiert waren. Maßgeblich war dabei eine auf der konstruktiven Verbindung von Glas und Eisen basierende Bauweise und die Weiterentwicklung der Heiztechnik, durch die eine wesentlich gleichmäßigere und verlässlichere Beheizung gegeben war. Diese Bauweise wurde erst ermöglicht durch die industrielle Fertigung von Eisen und Glas sowie die Verbundbauweise dieser Materialien auf der Grundlage von Eisenskeletten. Dadurch wurden großflächige Verglasungen und die Auflösung der bisher gemauerten Fassade sowie des Dachaufbaus zugunsten einer transparenten, lichtdurchlässigen Konstruktion möglich. (vgl. ebd.: 11 / vgl. Hoimann 2002: 59f., 66) Die so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts praktizierte An-

zucht im Gewächshaus erlaubte es, wesentliche höhere Stückzahlen zu einem besser definierbaren Zeitpunkt im Jahr bereitzustellen. Ein weiterer für die Weiterentwicklung der Praxis der Wechselflor-Bepflanzung relevanter Aspekt war, dass nun, ebenfalls im Kontext der verbesserten gärtnerisch-technischen Möglichkeiten, die Beschaffung neuartiger, fremdländischer Pflanzen bzw. die Züchtung neuer Sorten erleichtert und vorangetrieben wurde (vgl. Musiolek 2005: 11f. / Gothein 1926: 417f.). So nennt Hibberd (1884: 39) als wichtigste Blütezier-Pflanzen „Verbena, Petunia, Calceolarias, Lobelias, Lantanas, Heliotropes, and Tropæolums“ (ebd.) und als solche der Blattzier-Pflanzen „Coleus, Amaranthuses, Alternantheras, Iresines, Perillas, Centaureas, Cerastiums, Gnaphaliums, Pyrethrums“. Viele dieser fremdländischen Pflanzen wurden dabei erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oder gar erst um die Wende zum 19. Jahrhundert in Europa eingeführt und gezüchtet, so beispielsweise Heliotrop, Calceolaria, Lobelia, Petunia, Alternanthera und Iresine (vgl. Krausch 2003: 80, 202, 274, 338 / Wimmer 1991: 12).

3.1.4 Die Etablierung der Wechselflor-Bepflanzung im öffentlichen Raum in Deutschland

In Deutschland vollzog sich eine mit der des Landschaftsgartens in England vergleichbare Entwicklung (vgl. Musiolek 2005: 31). Während ein Teil des Gartens weiterhin „landschaftlich“ angelegt wurde, wurde der Pleasureground auch in Deutschland nun wieder zunehmend formaler als Parterre konzipiert. Ausgehend von der deutschen Reichsgründung war man in Deutschland dabei um die Schaffung einer nationalen (Garten-)Kultur bemüht (vgl. ebd.: 34 / Duthweiler 2011: 19): „Man sorgte sich nicht um die schlechte Umweltsituationen in den wachsenden Industriestädten und die schlimme soziale Situation der arbeitenden Schichten, sondern erschöpfte sich – in beträchtlicher Realitätsferne zu den Problemen des Industrialisie-

rungs- und Urbanisierungsprozesses – in langatmigen Gestaltungsdiskussionen mit der Konstituierung einer deutschen Gartenkunst“ (Milchert 1987: 19). Diese auf einem landschaftlichen und einem formalen, historistischen Gartenbereich basierenden Gestaltung prägte für Deutschland die Bezeichnung des „gemischten Gartenstils“ (vgl. Musiolek 2005: 31ff. / Duthweiler 2011: 19). Dieser wurde „als Kompromiss zwischen regelmäßigem und unregelmäßigem Stil, also in einer Art Verbindung des französischen und englischen Gartens gesehen“ (Milchert 1987: 19) und hierzulande als eigenständiger „Deutscher Stil“ propagiert (vgl. ebd. / Musiolek 2005: 34). Die Umgebung des Hauptgebäudes wurde folglich, wie schon zur Zeit des Barockgartens, wieder regelmäßiger angelegt und dementsprechend erfuhr auch die Verwendung der Schmuckbeete einen Wandel. Hier musste sich die Natur wieder „den Gesetzen der Architektur oder dem Prinzip der Regelmäßigkeit fügen“ (Meyer 1860: 104, zitiert n. Musiolek 2005: 33).

Insbesondere Peter Joseph Lenné (1789–1866) führte mit seinen Entwürfen formale Parterres wieder in die deutschen Gartenanlagen ein, wobei er sich gestalterisch an architektonischen Stilen vergangener Epochen orientierte (vgl. Musiolek 2005: 28). Lennés Schüler und späterer Mitarbeiter Gustav Meyer (1816–1877) führte diesen Gestaltungsansatz weiter, so dass zu jener Zeit der Begriff der »Lenné-Meyerschen Schule« entstand, deren „Gestaltungsprinzipien [...] während der historistischen Epoche uneingeschränktes Vorbild der Gartenkünstler“ waren (ebd.: 38). Gerade die Gestaltung von Villengärten stellte hierbei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neues Betätigungsfeld für die deutschen Gartenkünstler dar: „Für das ökonomisch und politisch erstarkte, selbstbewusste Bürgertum war der historistische Stil mit seinem ausgeprägten Repräsentationsdrang Mittel zum Ausdruck seines soziokulturellen Machtanspruchs. Das Bürgertum [...] orientierte sich auf der Suche nach einem eigenen Stil an der Lebensweise der Aristokratie. Als

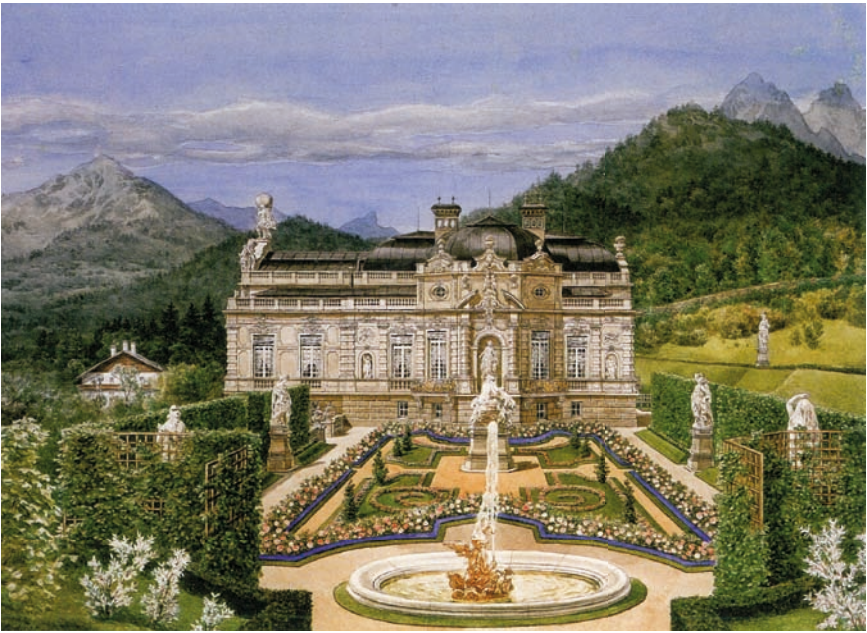


Abb. 25: Schloss Linderhof und dessen formales Blumenparterre (um 1880).

sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Lebensbedingungen in den Städten durch Industrialisierung und hohe Bevölkerungsdichte verschlechterten, wanderten viele wohlhabende Bürger an die Stadtränder ab. Dort entstanden umfangreiche Villenkolonien“ (ebd.: 34 / vgl. Duthweiler 2011: 19). Im Kontext dieses gestalterischen Wandels fand die formale Gestaltung auch Einzug in den öffentlichen Raum, wie es 1891 der Frankfurter Gartenbaudirektor Carl Heicke beschreibt: „Auch die moderne Gartenkunst hält am natürlichen Stil im großen und ganzen fest, dabei verschmäht sie aber nicht, den geometrischen Stil zu verwenden, wo er am Platze ist. [...] Solche sind: öffentliche Plätze, kleine Garten vor dem Hause, Anlagen beschränkten Umfangs um Monumentalbauten, sowie mit besonderem Zwecke verknüpfte Anlagen, für welche der natürliche Stil nicht passen würde“ (Heicke, zitiert n. Milchert 1987: 19, s. Abb. 25).

Die Teppichgärtnerei in Deutschland

Angelegt wurden viele Beete in den Gartenanlagen, Stadtparks und auf den Schmuckplätzen mit der Wechselflor-Bepflanzung, dies aber vermehrt gemäß einer neu aufkommenden Gestaltungsart als »Teppichbeet«.⁶ Der Unterschied zu einfachen Blumenbeeten besteht nach Wimmer (1991: 1) darin, dass bei Teppichbeeten Muster aus unterschiedlich farbigen Pflanzen gebildet werden und diese so Ähnlichkeit mit einem gestickten Teppich aufweisen: „Das Muster ist wichtiger als das Einzelbeet und wichtiger als die Pflanze. Die Elemente des Teppichbeetes – Teilfläche und Pflanze – sind für sich genommen ohne Funktion“ (ebd.).

Diese Art der Bepflanzung erfuhr in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts große Beachtung und trat gerade in Deutschland als gärtnerische Mode in Erscheinung. So beschreibt es 1891 Wilhelm Hampel in „Die moderne Teppichgärtnerei“ folgendermaßen: „Die Teppichgärtnerei gehört unstreitig zu den schönsten Zierden unserer Gärten; sie [...] hat in kurzer Zeit einen Glanzpunkt erreicht, wie kein anderer Zweig des Gartenbaus. [...] Was kann wohl auch einen Garten zieren, als ein musterhaft aufgeführtes und gut gepflegtes Teppichbeet“ (Hampel 1891: 5). Rückblickend resümiert Max Hessdörffer, Herausgeber und Autor zahlreicher Publikationen zum Gartenbau, im Jahr 1907 voll des Lobes über die Teppichbeete im Frankfurter Palmengarten: „Die Glanzzeit der Teppichbeetanlagen begann vor mehr als 30 Jahren, [...] bald nach Eröffnung des Frankfurter Palmengartens [1871], der [...] musterhafte Teppichbeetanlagen besitzt, die bald überall vorbildlich wurden“ (Hessdörffer 1907, zitiert n. Wimmer 1991: 8). Weiterhin sahen vielerorts in Deutschland Gartenkünstler

⁶ Dies entspricht im Englischen der Bezeichnung »carpet bedding«. Wimmer (1991: 2). betont hierbei, dass das „carpet bedding nicht identisch mit bedding system [ist], das zwar z.T. Voraussetzung ist, aber auch für Blumenbeete angewandt werden kann“.



Abb. 26: Blumenbeet als „Vorläufer des Teppichbeets“ (Wimmer 1991: 1) im Park des Schlosses Linderhof in Form einer stilisierten Lilie (um 1880).

gerade die deutschen Teppichbeete als besonders gelungen an: „Man könnte behaupten, daß beinahe jede Nation in bezug [sic] auf die in unserer Zeit so hoch entwickelten Teppichbeetformen ihre besonderen Vorliebe und ihren Geschmack bei der praktischen Ausführung zum Ausdruck gebracht hat. Ganz besonders will es mir scheinen, daß man in Deutschland [...] durch richtiges Innehalten der nothwendigen Grenzen und durch verständnisvolle Verwendung der Sache richtig angepaßter, blühender Gewächse das Hervorragendste geleistet hat“ (Winkler 1892, zitiert n. Milchert 1987: 20). Zwar gab es teppichartige Beete schon im frühen 19. Jahrhundert, gerade aber die neuartigen niedrigen und schnittfesten Blattschmuckpflanzen, allen voran Alternanthera und Iresine, ermöglichten „bis dahin ungeahnte Möglichkeiten, ornamentale Beetformen und dekorative Muster nach Schablonenentwürfen ganz exakt auszubilden“ (Duthweiler 2011: 19). Die frühen teppichartigen Beete beschreibt Wimmer (1991: 1) als

„Vorläufer des Teppichbeets“, aus denen in Europa im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts dann jene aufwendigen, ornamentalen Pflanzenarrangements als eigentliche Teppichbeete resultierten. Diese Entwicklung der Beetbepflanzung kann so begrifflich und zeitlich in – immer auch parallel bestehende – Entwicklungsstadien der Teppichgärtnerei unterteilt werden (vgl. ebd. 2–9): Ausgehend von den zunächst einfachen runden und ovale Beeten auf dem Pleasureground im frühen 19. Jahrhundert, folgten ab 1830 komplexere Beetgruppierungen auf Rasen, durch die ein Ornament gebildet wurde (vgl. ebd.: 2ff.). Darauf aufbauend traten Mitte des 19. Jahrhunderts von Buchsbaum umrandete „Blumenteppiche mit Kieswegen“ (ebd.: 4) auf, die jedoch „Ende der 70er Jahre zugunsten der Teppichbeete“ (ebd.: 5, s. Abb. 26) verschwanden. Basierend auf diesen wegbereitenden Vorläufern entstand das „eigentliche Teppichbeet“ (ebd.: 6), das in Deutschland vor allem zwischen 1870 und 1885 seine Blütezeit hatte (vgl. ebd.: 6ff.). Markant war hierbei die nun auftretende Ornamentik in und nicht mehr als Umrandung der Pflanzfläche: „Das eigentliche Teppichbeet ist eine kompakte Einheit und kennt keine Rasen- und Kiesstreifen. Evtl. vorkommende Streifen werden aus Teppichpflanzen gebildet. Das Ornament ist wichtiger als die Pflanze. Die Einfassung besteht nur noch selten aus Buchs, nie mehr aus totem Material, sondern ebenfalls aus Teppichpflanzen“ (ebd.). Im Verlauf der Entwicklung dieses Beettyps wurde das „Erdprofil zunehmend komplizierter und bewegter [...]. Die Teppichgärtnerei wandelte sich so zur ‚plastischen Ziergärtnerei‘“ (ebd.: 8). Dabei wurde das Teppichbeet durch Erde zur Mitte hin um ein Fünftel des Durchmessers erhöht (vgl. ebd.: 6). Zugleich musste es aber in der Größe überschaubar sein und dementsprechend einen Durchmesser zwischen zwei und maximal zehn Metern aufweisen (vgl. ebd.: 10, s. Abb. 27–30). Als vorherrschende Grundrissformen wurden in Deutschland überwiegend der Kreis und das Oval, später auch der Stern verwendet, während in Amerika, Frankreich oder England auch Figuren

wie Tiere, Wappen oder Monogramme gebildet wurden (vgl. ebd.: 9). Einzelne Beete wurden häufig durch Rabatten verbunden und so großflächig zu „Blumen- und Teppichparterres“ (ebd.: 8) arrangiert, sofern dieses von einem erhöhten Standpunkt aus betrachtet werden konnte (vgl. ebd.: 7, 10, s. Abb. 31). Die ornamentale Gestaltung der Beetfläche mit Pflanzen erfolgte ebenfalls auf Grundlage historisierender Stilzitate. Dementsprechend existierte auch hier ein im Nachhinein kaum differenzierbarer, vielfältiger Stil-Pluralismus, der sich in Entwürfen, die dem Stil der Romanik, Gotik oder der griechischen und römischen Antike bzw. der Renaissance nachempfunden waren, äußerte (vgl. ebd.: 8).

Während die Pflanzen zunächst aus „dem bekannten Sortiment“ (ebd.: 11), so etwa Chrysanthemum, Verbena, Lobelia, Echeveria, Petunia und Perlargonja, gewählt wurden, traten nun verstärkt auch solche neu eingeführten Pflanzen, wie eben Alternanthera und Iresine hinzu, die sich gerade durch ihr markantes Laub, einen niedrigen, buschigen Wuchs und die Schnittverträglichkeit auszeichneten (vgl. ebd. / Levy 1900: 3). Das Teppichbeet musste dabei „ganzjährig in Hochform sein. Um einen gleichmäßigen Teppich zu erhalten, müssen die Pflanzen geschnitten, niedergelegt, ausgewechselt werden usw. Die Umrisse dürfen niemals von den Pflanzen verunklärt werden“ (Wimmer 1991: 13). Die Mitte des Beetes wurde häufig auch mit einer einzelnen, besonders markanten Pflanze betont. Dabei handelte es sich vor allem um exotische, große und höhere Blattzierpflanzen, wie Canna, Yucca, Cannabis, Dracaena oder Ricinus, mit denen ein mittiger Akzent gesetzt wurde (vgl. ebd.: 9). Ernst Levy führt in seinem „Muster-Album der modernen Teppichgärtnerei etc.“ aus dem Jahr 1900 detailliert unterschiedliche Teppichbeet-Formen mit jeweils mehreren Bepflanzungsvorschlägen für ein Jahr auf, wobei er einer jahreszeitlich variierenden Bepflanzung einen großen Stellenwert zuordnet: „Da der grösste Teil der gebräuchlichen Teppichpflanzen erst zu Anfang des Sommers und noch später zur

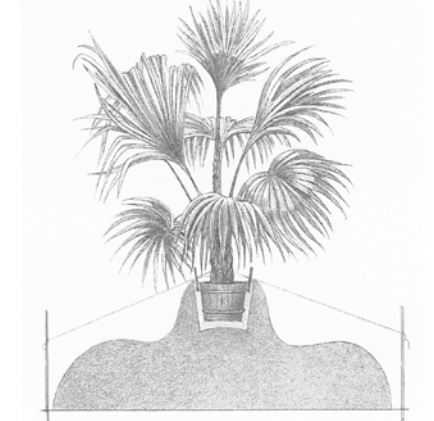
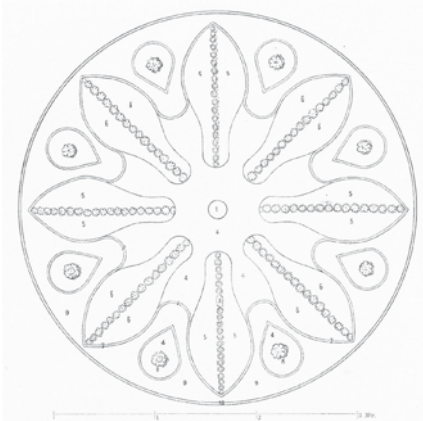
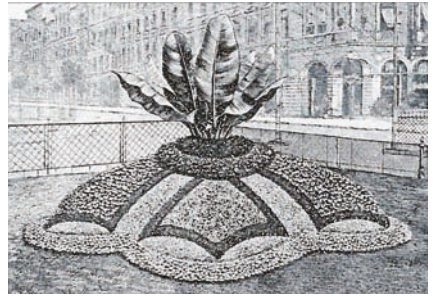
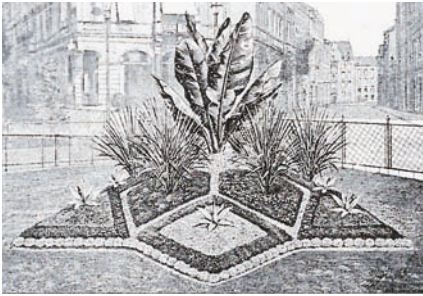


Abb. 27–30: Beispielhafte Teppichbeete auf Stadtplätzen um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert (oben). Entwurfsplan und Schnitt durch ein mittig erhöhtes Teppichbeet (unten).

Entfaltung gelangt, man also für den grössten Teil des Frühjahrs dieser Augenweide entbehren müsste, so ist es geraten, im Herbst (womöglich noch im Oktober) an die betreffenden Stellen der Beete Blumenzwiebeln (Hyacinthen, Crocus, Tulpen etc.) zu legen, welche sich in folgenden Jahre zeitig entfalten und dann einer nochmaligen Bepflanzung mit Frühlingsblumen Platz machen“ (Levy 1900: 3). Weitergehend schlägt er für manche Beet-Entwürfe gar ein Vielfaches des sonst üblichen Austausches der Pflanzen vor: „Wo der Raum zur Anzucht der erforderlichen Pflanzen, oder die Mittel zum Ankauf derselben zu Gebote stehen, da kann man eine drei- und vierfache Folge der Bepflanzung vornehmen, um die Beete immer im vollen



Abb. 31: Entwurf von Heinrich Siesmayer für den Frankfurter Palmengarten (1868/69) mit Blumenrabatten und Teppichbeeten, die als Wechselflor angelegt wurden.

Flor zu erhalten“ (ebd.).⁷ Der Unterhalt der Pflanzung sei in der Folge ein wesentlicher und kontinuierlich zu erbringender Arbeitsvorgang: „Bei der Unterhaltung der eigentlichen Teppichbeete hat man sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, dass dieselben immer einen gleichmässigen Teppich bilden, weshalb man die Entwicklung [sic] der Pflanzen stets zu überwachen, zu regeln, die aufschliessenden zurückzuschneiden hat“ (ebd.). Insgesamt stellt Levy aber fest, dass für die Anlage ganzer Teppichbeet-Parterres wohl eine Wechselflor-Bepflanzung mit mehreren Florperioden nur begrenzt in

⁷ Dabei handelt es sich etwa um Beispiele aus dem Frankfurter Palmengarten, welche Levy als vorbildhaft anführt. Diese von Heinrich Siesmayer (1817–1900) entworfenen Teppichbeete basierten teilweise auf der Herstellung mit fünf (!) wechselnden Bepflanzungen. Diese gründen allerdings weniger auf einem jeweils jahreszeitlich bedingten Austausch der Pflanzung, sondern wurden zwischen Frühjahr und Herbst mit dem Ziel des möglichst hohen Abwechslungsreichtums hergestellt (vgl. Levy 1900).

Frage käme: „Zu den Bepflanzungsangaben [...] haben wir zu erwähnen, dass ein periodenweises Neubepflanzen derartig ausgedehnter Parterre so streng durchgeführt, wie wir es oben beschrieben, nur in den allerseltensten Fällen vorgenommen werden kann, einerseits der ungeheuren Arbeit, die sich mit einem Schläge einstellen [sic], und andererseits der materiellen Opfer wegen nicht, welche namentlich die I. Bepflanzungsperiode verursachen würde. Wenn wir uns aber trotzdem streng an diese 3 Perioden hielten, thaten wir es nur, um an unserem Programm festzuhalten. An der Bepflanzung derartig grosser Parterre muss notgedrungen das ganze Jahr hindurch gearbeitet werden“ (ebd.: 131). Folglich war wohl, bis auf Schmuckbeete sehr vermöglicher Besitzer, eine einmal jährlich ausgetauschte Bepflanzung nach dem Frühjahrsflor die Regel.

Die zeitgenössische Kritik an der Teppichgärtnerei

Die weitere Entwicklung des Teppichbeetes um 1900 basierte gemäß Wimmer (1991: 9) auf den damals als zeitgemäß geltenden Gestaltungskriterien des Jugendstils. Die runde oder ovale Grundrissform der Beete wurde abgelöst von „floralen Jugendstilformen.[...] Solche Formen galt nun als ‚modern‘, Kreis- und Ovalformen als ‚langweilig‘. Es handelt sich gewissermaßen um eine Rückkehr zu der Zeit vor 1865, wo zwischen den Beetflächen Rasen lag. [...] Die Beetform soll als nebensächlich verschleiert werden, die Individualität verschieden hoher Pflanzen soll zur Geltung kommen“ (ebd.). Spätformen des Teppichbeetes waren ferner auch solche Beete, „wo der größte Raum in der Mitte von malerischen Blumengruppen eingenommen wird und nur einige Bordüren aus Teppichpflanzen bestehen. [...] Rasen lag“ (ebd.: 9). So entwickelte sich in der Phase des Jugendstils auch wieder eine von Blütenpflanzen dominierte Beetgestaltung: Bei „dieser neuen ‚dekorativ-vernatürlichten‘ Teppichbeetzeit wurden auch farbintensive Blütenpflanzen zur Ausfüllung

der Ornamentik aufgenommen“ (Duthweiler 2011: 60). (vgl. ebd.: 19) Diese Veränderungen in der Beetgestaltung gründeten auf der von England ausgehenden Kritik an der „Unnatürlichkeit“ der Teppichbeete. So prangerte der Gartenkünstler William Robinson 1896 das Teppichbeet wie folgt an: „The beautiful forms of flowers are degraded to the level of crude colour to make a design, and without reference to the natural form or beauty of the plant, clipping freely done to get carpets or patterns `true´“ (Robinson 1896: 6, zitiert n. Wimmer 1991: 9). Ausgehend von dieser Kritik entbrannte in England die Diskussion zwischen Befürwortern der Teppichbeete und deren Gegnern. Die Befürworter beriefen sich dabei auf den Abwechslungsreichtum, den diese Bepflanzungspraxis ermögliche und die Aufmerksamkeit, die sie bei dem Betrachter hervorriefe: „The taste for carpet bedding appears to engage the attention of gardening world more and more every season, and its appreciation also seems to be increase“ (Journal of Horticulture etc. 1879: 178, zitiert n. Wimmer 1991: 9). Robinson und dessen Anhänger hingegen forderten eine einfachere Beetgestaltung, in der die Pflanzen naturgemäß, d.h. vegetationszyklisch am Präsentationsort wachsen und vielmehr allein durch ihre individuelle Erscheinung als Pflanze und nicht als Ornament den Betrachter erfreuen sollten: „Let us then, to begin with, adopt a bold, large, and simple type of bed, from which the flowers will spring and make us think more of them than we do of the pattern“ (Robinson 1881: 614, zitiert n. Wimmer 1991: 9).

Diese Diskussion entspann sich gleichermaßen auch in Deutschland. Hier äußerte sich in einem Fach-Artikel „1888 die erste Stimme, die die Teppichbeete für naturwidrig schilt“ (Lange 1888: 380f., zitiert n. Wimmer 1991: 10). Dieser Kritik der mangelnden „Natürlichkeit“, sah sich dabei wohl auch 1900 der Herausgeber Berthold ausgesetzt. Als Verfechter der Teppichgärtnerei führt er im Vorwort des von ihm überarbeiteten „Musteralbum der modernen Teppichgärtnerei etc.“ von Levy an: „Früher bemühte man sich durch Zusammenstellung

der verschiedensten sogenannten Teppichpflanzen (Blattpflanzen) Effekte zu erzielen, und selten zog man die Blütenpflanzen zur Mitwirkung heran. Die Folge war eine gewisse Eintönigkeit, welche das Auge ermüdete. Heute weist man den Blütepflanzen (mehrjährigen, sowie einjährigen) einen hervorragenden Platz in der Teppichgärtnerei an, in der Erkenntnis, dass man durch geschmackvolle Zusammenstellung von Blatt- und Blütepflanzen die herrlichsten Wirkungen erreichen vermag“. So stimme es zwar, dass im Laufe der Zeit „krasse Geschmacksverirrungen“ (Berthold 1900: 1) überwunden werden musste, die Teppichgärtnerei habe sich aber um 1900 „zu einem bahnbrechenden Sonderzweige gartenkünstlerischer Tätigkeit emporgeschwungen. [...] Alle Angriffe, welche von künstlerischer begabten Personen der Verallgemeinerung der Teppichgärtnerei entgegengestellt wurden, bezogen sich ohne Ausnahme auf die geschmacklose Ausbeutung der letzteren [...]. Diese scharfe, aber gerechte Kritik konnte es trotzdem nicht verhindern, dass man selbst in unserer Zeit noch mit Machwerken an die Öffentlichkeit tritt, die geeignet sind, auf den heutigen Stand der Dekorationsgärtnerei ein eigenartiges Licht zu werfen“ (ebd.: 1f.). Wimmer (1991: 11) stellt hingegen fest: „Daß aber irgendwann die Florblumen zugunsten der Blattpflanzen ganz ausgeschlossen waren [...] kann nicht behauptet werden. Dies ist eine polemische Behauptung aus der letzten Phase, die die Blumen mehr betonen wollte. Man mußte schon deshalb auf Blütepflanzen (Lobelia) zurückgreifen, [...] weil es zwar gelbe und rote, aber keine blauen Blattpflanzen gab“. Trotz jener gestalterischer Modifizierungen des Jugendstils kam das Teppichbeet nach 1910 ob dieser Kritik gänzlich aus der Mode und sei, wie in der Fachzeitung „Gartenkunst“ 1912 geschrieben, „so gut wie ausgerottet“ (Die Gartenkunst 1912: 29, zitiert n. Wimmer 1991: 10). Nur vereinzelt, wie im Frankfurter Palmengarten und in Muskau, wurden Teppichbeete noch bis Ende des Jahrzehnts angelegt (vgl. Wimmer 1991: 10).

Bereits in der Hochphase der Teppichgärtnerei unterlagen die Teppichbeete folglich einem Abgesang der „Unnatürlichkeit“, den 1926 Marie-Luise Gothein resümierend in der Betrachtung der von Fürst Pückler in Muskau bereits 1834 angelegten „Fantasiebeete“, welche sie als Ausgangspunkt der Teppichgärtnerei ausmacht⁸, folgend zusammenfasst: „Unter dieser traurigen Erfindung der Teppichgärtnerei hat das ganze XIX. Jahrhundert zu leiden gehabt. Es war zugleich einer der am meisten mißlungenen Versuche des XIX. Jahrhunderts, etwas von der Heiterkeit der alten Parterres herüberzuretten und die Blumen, die sich mehr und mehr scheu aus der Nähe des Hauses hatten zurückziehen müssen, wieder dem Blick aus dem Fenster nahezubringen – das Resultat ist nur Zeichen der Barbarei des Geschmacks“ (ebd. 1926: 412). Zugleich lobt sie die Wiederzuwendung zu einer anderen Pflanzenverwendung: „Lange schon hatte sich das Auge an der zwar farbenprächtigen, aber einförmigen und kostspieligen Anlage der Treibhauspflanzen müde gesehen, der unorganischen Steifheit der Teppichbeete wurde die rhythmische leichte Grazie des neuen Architektengartens ebenso entgegengesetzt, wie dem natürlichen Stile. Nun wandte man sich wieder dem lange aus dem Garten verbannten Gruppen von Pflanzen zu, die im heimischen Boden überwintern und meistens als mehrjährige Staudengewächse wiederkehren“ (ebd.: 451). In der Konsequenz gewann eine „natürlicher“ wirkende Pflanzenverwendung, etwa durch eine dauerhafte Staudenbepflanzungen, zunehmend an Interesse, wobei jedoch gerade in den städtischen öffentlichen Parkanlagen die Bepflanzungspraxis des Wechselflors weiterhin parallel existierte (vgl. Duthweiler 2011: 31ff., 73). Hier ging die Wechselflor-Bepflanzung wieder über in die Gestaltung der

⁸ Wimmer (1991: 5f.) teilt diese Meinung aus Gründen der gartenkulturellen und historischen Herleitung nicht: „Es ist [...] falsch Pückler als den Erfinder des Teppichbeetes anzusehen. Allenfalls kann von ihm eine Anregung zur figurlichen Darstellung ausgegangen sein, die jedoch begrenzt blieb“ (ebd.: 6).

Zeit vor den Teppichbeeten und in die Verwendung massenhaft gepflanzter Blumengruppen in weniger aufwendigen Beetformen (vgl. ebd.: 78f.): „Vereinfachung der Form unter gleichzeitiger Intensivierung der Farbigkeit entsprach einem zeitgenössischen Lehrsatz der Architektur. [...] Mit dem Übergang von farblich zurückhaltenden ornamentreichen Teppichbeeten zu leuchtenden, einfachen Blütenflächen war ein Gestaltungsprozess vollzogen worden, der mit dem vergleichbar ist, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Architektur revolutionierte. Was der Gärtner am Teppichbeet geschätzt hatte, liebte der Architekt am Stuckornament der Fassade“ (ebd.: 73f.). Während sich folglich „die Architekten in der Moderne vom Stuckornament der Fassade trennten, vereinfachte der Gartenarchitekt die dekorative Linienführung und die Farbgestaltung der Teppichbeete“ (ebd.: 78). Gemäß diesen Kriterien wurden nun in den Grünanlagen und Stadtplätzen deutscher Städte nach Duthweiler (2011: 77) vor allem unter den „Pionieren dieser modernen Pflanzenverwendung“, wie Fritz Encke (1861–1931), Richard Thieme (1876–1948), Erwin Barth (1880–1933) und Albert Brodersen (1857–1930), Schmuckbeete angelegt. Einfachheit in der Pflanzenverwendung und schlichte Beetform wurden in der Konsequenz der Kritik der „Unnatürlichkeit“ die neuen gestalterischen Kriterien für die Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung im öffentlichen Raum. Die Blume, wenn auch massenhaft eingesetzt, nicht die Ornamentik sollte wieder als Attraktion des Beetes gelten: „Um 1912–14 wurden repräsentative, teppichartige Massenpflanzungen in den deutschen Städten zur bevorzugten Pflanzweise“ (ebd.: 79). Beispielhaft für die Verwendung der Wechselflor-Bepflanzung jener Zeit waren großflächige, dreimal jährlich neu bepflanzte Schmuckbeete (s. Abb. 32–36). Resümie-

Abb. 32–34 (rechts): Wechselflor-Bepflanzung im Berliner Kleistpark um 1914 nach dem Entwurf von Albert Brodersen: Frühjahrsflor (oben) mit Tulipa, Sommerflor (mittig) mit Doronicum, Viola und Rhododendron (!) und Herbstflor (unten) mit Phlox und Pelargonium.





Abb. 35+36: Durchmischte und farbig vielfältige Wechselflor-Bepflanzung in Berlin an der Bismarckstraße (links, im Jahr 1914) und am Savignyplatz (rechts, im Jahr 1913) nach den Entwürfen von Erwin Barth.

rend stellte Brodersen im Jahr 1921 grundlegend in Bezug auf die seiner Zeit gültigen Gestaltungskriterien fest: „Blumenschmuck in schreiendsten Farben“ wäre zwar nicht das beste Mittel, dem Stadtbewohner die „Verbindung mit der Natur und den Schönheiten der Pflanzenwelt“ nahe zu bringen, doch habe ihn die Erfahrung gelehrt, „dass auf öffentlichen Gartenplätzen einer Großstadt nur `Bilder in kräftigsten Farben´ [...] die Vorübereilenden `fesseln´“ und sie veranlassen, „den Schritt zu hemmen und der Pflanzung einen kurzen Blick zu widmen“ (Brodersen 1921: 56, zitiert n. Duthweiler 2011: 82).

3.2 Die Verwendung von Ansaatmischungen im öffentlichen Raum in Deutschland

3.2.1 Die Pflanzenverwendung der AG Freiraum und Vegetation¹

Bereits in den 1980er Jahren wurde durch die »Arbeitsgemeinschaft (AG) Freiraum und Vegetation« der Ansatz entwickelt, vorgefertigte Samenmischungen auf vegetationsfähigem Substrat einzusäen.

Die Arbeitsgemeinschaft geht auf den damaligen Professor Karl Heinrich Hülbusch am Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel zurück, der diese als „Arbeits- und Diskussionsforum“ (Hülbusch 1986: 158) initiierte, wo Studenten, Lehrende und Berufstätige ihre Forschungsergebnisse zusammentragen und veröffentlichen können (vgl. Hülbusch 1988: Klappentext). Die Publikationen erfolgen unter der Bezeichnung „Notizbücher der Kasseler Schule“, aus denen sich das Synonym »Kasseler Schule« für die AG Freiraum und Vegetation ableitet.

Der theoretische Ansatz der AG Freiraum und Vegetation basierte auf der Kritik der herkömmlichen, administrativen Planung der Gartenämter, die zu oft Flächen nur „weggrünen“ und so von jeglicher Nutzung ausschließen würden (vgl. Hülbusch 1989: 214f. / Böse/Hülbusch 1989: 26f.): „Grünplanung fehlt der Freiraum, sie lässt keinen Platz mehr für die Menschen in der Stadt, weil der Platz – unser Freiraum – weggegrünt ist“ (Hülbusch 1980, zitiert n. Kreikenbaum 1986: 16). Somit werde dem Menschen auf „grünplanerisch“ angelegten Flächen sein Verhalten diktiert und eine Aneignung des Freiraumes verhindert: „In diesem Hofstaat treten die Stadtbewohner nicht als Nutzer, sondern als bewundernde Statisten auf, die

¹ Der folgende Abschnitt zur Pflanzenverwendung der Kasseler Schule (AG Freiraum und Vegetation) entstammt in Teilen der Diplomarbeit (2011) des Verfassers.

sich auf die Geheiß der Wegeführung, Ruheplätze und blumistischen Sensationen zu bewegen haben“ (Hülbusch 1980, zitiert n. Kreikenbaum 1986: 16). Der Erhalt solcher Zierpflanzungen beanspruche zudem viel Pflegezeit und bedeute somit einen hohen finanziellen Aufwand (vgl. Hülbusch 1989: 214f.): „Die gärtnerische Gestaltung der Freiräume dokumentiert die administrative Freiraumenteilung des Bürgers durch teure imitierte Nutzung, also die Ersetzung des Gebrauches durch die `Pflege´“ (ebd.: 215). Eine Nutzung hingegen „[...] stört den Entwurf; die [...] Arbeit der Leute im Freiraum wird zu Vandalismus [...], die spontane Vegetation zu Unkraut und die `Pflege´ zu permanenten Erneuerung der Anlage“ (Sauerwein 1996: 146). Neben dem so geforderten Verzicht einer auf Gestaltung basierenden Freiraumplanung, wurde auch eine naturschützerische Intention abgelehnt, da der der Schutzstatus einer Fläche diese von der Nutzung ausschleußte, aufgrund derer sie erst zum Naturschutzobjekt wurde (vgl. Körner/Heger/Hadbawnik/Jäger/Vicenzotti 2002: 34 / Hülbusch 1989: 214).

Die Planungsphilosophie der AG Freiraum und Vegetation setzte also die selbstbestimmte Aneignung durch den Nutzer gegen die von ihr kritisierte Gestaltung einer planenden Instanz: „Das `Ordnen´ durch Planung und Verwaltung ist eine Art zu enteignen, denn die `Aneignung´ einer Fläche wird aufgehoben, indem die Spuren der Nutzung entfernt werden“ (Heinemann/Pommerening 1989: 10). Der theoretische Ansatz begründete sich folglich „im Wesentlichen [...] darauf, im privaten, halböffentlichen und öffentlichen Freiraum die Möglichkeit für die Aneignung einzuräumen, damit man die Erfahrung von individueller Autonomie machen kann. [...] Danach kommt der Freiraumplanung im öffentlichen Raum vor allem die Aufgabe zu, durch `teilnehmende Beobachtung´ und durch Lesen der Spuren des alltäglichen Gebrauchs als `Zeichen´ sozialer Sachverhalte (Differenzierung von Intimität und Anonymität, Rollenverhalten, Wertschätzungen, Nützlichkeiten usw.) sich eine Art von lebensnahe Pla-

nungswissen anzueignen" (Körner/Heger/Hadbawnik et al. 2002: 34). Dabei orientierte sich die AG Freiraum und Vegetation an, aus ihrer Sicht, bewährten Vorbildern. Dies seien gealterte, durch Nutzung anstelle von Pflege und Gestaltung geprägte Freiräume mit ihrem dadurch spezifischen, spontan entwickelten Vegetationsbestand. Die Nutzung des Menschen werde hier durch die Vegetation, etwa in Form eines Trampelpfades, abgebildet. Dieser strukturiere und „verfertige“ so durch seine Nutzung den Freiraum. So würden an diesen Orten der Gebrauch und die Aneignung eines Freiraumes anhand des Vegetationsbildes erkennbar werden. Dies erlaube nachfolgenden Nutzern wiederum den „sicheren“ Gebrauch eines Freiraumes, denn anhand der in der Vegetation abgebildeten vorhergegangenen Nutzungen können diese den Freiraum „lesen“ und sich so leichter in diesem orientieren (vgl. Sauerwein 1993: 144 / Sauerwein 1996: 36f., 106).

Dieser Planungsansatz wurde Mitte der 1980er Jahre bei der Anlage der Außenanlagen der der Gesamthochschule Kassel (heute Universität Kassel) umgesetzt. Seitens der AG Freiraum und Vegetation erfolgte dies hier im Kontext einer als zu stark verwinkelt kritisierten Architektur, welche vielfach „Restflächen“ (Sauerwein 1999: 86) bedinge, für die eine Nutzung von vornherein nicht vorgesehen waren: „Freiraum ist hier nicht viel. Die ‚Illusion des Grundrisses‘ hat hier und da etwas ausgespart, was üblicherweise mit Cotoneaster wieder weggegrünt wird“ (Hülbusch 1986: 218, zitiert nach Sauerwein 1999: 86). So sahen sich die Mitglieder der AG Freiraum und Vegetation damit konfrontiert, im Sinne ihres Ansatzes der Freiraumplanung auch aus diesen „Restflächen“ „benutzbare und aneignbare Freiräume organisieren [zu] müssen“ (Sauerwein 1996: 30f.), damit die Nutzer des Campus nicht neben der „Drangsalierung durch die Architektur“ (ebd.) auch noch unter einer „unbrauchbare[n] Grünplanung“ zu leiden hätten.



Abb. 37: Stadtbrachen mit einer standorttypischen Ruderalvegetation, die sich gemäß der Sukzession einstellt, sobald die Nutzungs- bzw. Pflegeintensität nachlässt, dienen der AG Freiraum und Vegetation als Vorbild für die Ansaaten am Campus in Kassel.

Als Vorbild dienen für die Flächen des Campus die dysfunktionalen Freiräume am Stadtrand, also Stadtbrachen² mit der dort gedeihenden Vegetation (vgl. Sauerwein 1999: 87f.). Auf Grundlage der dortigen, in der Regel nährstoffarmen und gut betretbaren, Böden, auf denen sich sukzessions- und nutzungsbedingte Vegetationsbestände stabilisieren, wurden die Substrate für die Flächen der Gesamthochschule Kassel entwickelt (vgl. Sauerwein 1993: 146 / Sauerwein 1996: 12f., s. Abb. 37–39). Dazu wurden unterschiedliche vegetationsfähige Substrate als Kalkschotter- und Quarzitedcken sowie Buntsandsteinbeete hergestellt, deren Vegetation auch

² Als Stadtbrachen gelten „temporäre Inseln im städtischen Raum, die zwischen einer ehemaligen und einer zukünftigen Nutzung liegen, Niemandsland ohne erkennbare Widmung“ (Hass/Hoheisel/Kangler et al. 2012: 130).



Abb. 38+39: Durch den Tritt der Nutzer „verfertigte“ Freiraumsituationen mit angesäeter Vegetation am Campus der Universität Kassel in den 1990er Jahren.

eine Nutzung durch Menschen, wie „Wegabkürzen“ oder „Bei-Seite-Gehen“ zulasse (vgl. Sauerwein 1999: 86). Um mit der Herstellung der vegetationsfähigen Substrate auch eine zeitige und reichhaltige Vegetationsentwicklung sicherzustellen, wurden folgend jeweils speziell für die Substrate zusammengestellte Ansaaten eingebracht. Die Arten für die Ansaatmischungen wurden auf Grundlage von pflanzensoziologischen Beobachtungen ausgewählt (vgl. Sauerwein 1993: 146f.). Folglich enthielten die Ansaaten Arten aus Pflanzengesellschaften, die sukzessionsbedingt, sowie Arten aus Pflanzengesellschaften, die nutzungsbedingt auf den Substraten zu erwarten waren (vgl. ebd.: 147).

Allgemein wurde bei der Zusammenstellung der Ansaatmischungen der Wege und Plätze ein hoher Anteil an Samen ein- und zweijähriger Arten und nur ein geringer Anteil staudischer Arten vorgese-

hen. Dies sollte die zügige Vegetationsentwicklung von Pioniergesellschaften gewährleisten. Nur so stellte sich schon während der ersten Vegetationsperiode eine „Patina des Gebrauchs“ (ebd.: 144) ein, während nachfolgend die staudischen Arten die annuellen und biennen ablösten (vgl. Sauerwein 1996: 37). Die Ansaatmischungen enthielten dabei Arten der sukzessions- und nutzungsbedingt zu erwartenden Pflanzengesellschaften der Rauken-, Eselsdistel- und Beifußfluren sowie Arten der Trittgemeinschaften und Trockenrasen (vgl. Sauerwein 1993: 147). Ferner wurden diverse verwilderungsfähige Kulturpflanzen³ und beigefügt, um die Vegetationsentwicklung auch „ästhetisch-gärtnerisch“ (ebd.) zu unterstützen und den Blühspekt zu bereichern, was den Gebrauchswert um die Möglichkeit des Pflückens von Blumen erhöhen sollte (vgl. ebd.).

3.2.2 „Blumenwiesen“ im öffentlichen Raum

Die derzeit im öffentlichen Raum Verwendung findenden Ansaaten, die im Unterschied zum theoretischen Planungsansatz der AG Freiraum und Vegetation explizit unter einem ästhetischen Aspekt ausgebracht werden und nur auf annuellen Arten basieren, stellen im Vergleich zur Wechselflor-Bepflanzung eine wesentlich jüngere Praxis der Pflanzenverwendung dar. Vorgefertigte Ansaatmischungen als sogenannte „Öko-“ oder „Blumenwiesen“ werden in Deutschland nach Hard (1997: 104) bereits seit den 1970er Jahren angeboten. Erst ab den 1990er Jahren jedoch und durch die Entwicklung der Ansaatmischungen von Dieter Felger, leitender Stadtgärtner von Mössingen in Baden-Württemberg, entwickelte sich diese Art der Pflanzenverwendung zu einer gängig im öffentlichen Raum angewendeten.

³ Dies waren unter anderem Kalifornischer Mohn, Islandmohn, Spornblume, Goldlack und Kron-Lichtnelke (vgl. Sauerwein 1993: 147).



Abb. 40: Beispiel einer blühenden, artenreichen Wiese in der Schwäbischen Alb, wie sie als Vorbild bei der Zusammenstellung der Ansaatmischungen als „Blumenwiesen“ dienten.

Felger experimentierte mit Mischungen aus Samen einjähriger Pflanzen, mit der Absicht, eine kostengünstigere Alternative zum Scherrasen bereitzustellen (vgl. Stadt Mössingen o.J.b / Rückert 2012: 71). Für diesen Ansatz der Ansaat blühender Arten orientierte er sich an einem realen Vorbild, den „artenreichen Wiesen rund um Mössingen⁴, welche auf diese Weise der Stadt und den Menschen buchstäblich nahe gebracht werden sollten“ (Stadt Mössingen o.J.b). So wurden 1992 erste Flächen in Anlehnung an bunt und vielfältig blühende Wiesen zum Beispiel mit Klatschmohn, Schmuckkorbchen und Ringelblumen eingesät. Aus diesen Versuchen ging als Resultat die Ansaatmischung »Mössinger Sommer« hervor, welche mittlerweile in Eigeninitiative durch die Stadt vermarktet und von einer

⁴ Im Raum der Schwäbischen Alb.



Abb. 41: Ehemalige Scherrasenflächen als Verkehrsbegleitgrün in Mössingen, die nun mit Ansaatmischungen als „Blumenwiesen“ angelegt werden.

auf die Saatgutproduktion spezialisierten Firmen hergestellt wird. In der Ansaatmischung Mössinger Sommer enthalten sind einjährige Arten wie z.B. Marienkäfer-Mohn, Liebes-Hainblume, Sommer-Adonisröschen, Ringelblume sowie Leinsamen. Die genaue Artenzusammenstellung variiert dabei jedoch jährlich. (vgl. Stadt Mössingen o.J.b / Dürr Samen 2013)

Neben der Kostenreduzierung und dem ästhetischen Erscheinungsbild wird vor allem auch der ökologische Wert der eingesäten Flächen betont. So stelle sich durch die Ansaatmischungen ein „ökologisches

Gleichgewicht“ ein, das „hört und sieht, wer sich den `Mikrokosmos Mössinger Blumenwiese´ einmal aus der Nähe anschaut. Tatsächlich wuselt, summt und brummt es überall. Bienen sammeln Nektar, Schmetterlinge taumeln duftberauscht von Blüte zu Blüte, Käfer krabbeln, Vögel suchen Nahrung. Und nebenan läuft der Straßenverkehr“ (Stadtverwaltung Mössingen o.J.c).

Auch in Kassel war, neben der Intention der Kostensenkung, die Schaffung ökologischer hochwertigerer⁵ Flächen der grundsätzliche Zweck dieser Anlage sowie „die Verbesserung des Erscheinungsbildes der Stadt“ (Lange 2012: 36). Als geeignete Flächen für die Ausbringung der Ansaatmischungen wurden dabei „gezielt [...] vergessene Randbereiche[n], Unorte[n] und Restflächen“, wie „Verkehrsinselfen, Autobahnzubringer, Nebenflächen von Haupterschließungsstraßen, der Straßenrand von Gefängnissen oder eine bisher unscheinbare Grünfläche am Stadtrand“ (ebd.: 33f.) gewählt. Die Verwendung von Ansaaten erlaube es hier, „mit wenig Aufwand viel freundlicher [zu] gestalten“ und „die Umgebung [...] hebt sich wohlwollend und zeitgemäß repräsentativ [...] ab“ (ebd.: 37).

Bei der Entwicklung der Ansaatmischungen bediente man sich folglich mit buntblühenden und artenreichen Wiesen einem realen ästhetischen und ökologisch als wertvoll anerkannten Vorbild, wodurch sich die Bezeichnung als „Blumenwiese“ ableitet. Diese Bezeichnung ist hierbei jedoch tatsächlich, wie in Kapitel 2 aufgezeigt wurde, vielmehr als eine bildhafte Assoziation echter Wiesen zu verstehen, die der Vermarktung bzw. der umgangssprachlichen Verwendung dient.

⁵ Der ökologische Wert wird auch nach Lange (2012: 36) mit dem Nahrungsangebot für Insekten begründet.

4. Natur in ästhetisch-symbolischer Betrachtung

Wie in der Einführung und in Kapitel 2 dargestellt, zeichnet die von Brunsing und Duthweiler bzw. Lange beschriebenen Vegetationsbilder stets der Artenreichtum und dadurch eine farbliche und strukturelle Vielfalt aus: Aufgrund der Vermischung vieler krautiger, blühender Arten entstehen abwechslungsreiche Vegetationsbilder, die von Duthweiler als „naturnahe landschaftliche Situationen“ (2010: 51) und von Brunsing als „scheinbar natürlich wirkende Pflanzungen“ (2010: 20) beschrieben werden. Der Unterschied zu den kritisierten Vegetationsbildern, die mit der Wechselflor-Bepflanzung hergestellt werden können, besteht somit in der erkennbaren „Natürlichkeit“ (oder „Naturnähe“).¹ Dadurch werden diese Vegetationsbilder als ansprechender beurteilt als solche, die nicht diesen Gestaltungskriterien folgen.

Folglich besteht die „Natürlichkeit“ hier als Kriterium des Werturteils. Dieses Werturteil setzt als Wertmaßstab aber einen als ideal erachteten Zustand voraus. Nur indem ein Vegetationsbild mit einem Idealzustand verglichen wird, kann eine Wertung zustande kommen. Es geht also um Natur als Wertmaßstab und um den Idealzustand von Natürlichkeit. Dies wirft zum einen die Frage auf, worauf dieses Ideal begründet ist, d.h. was letztlich als Natur gilt, und zum anderen, inwiefern dies dann im Kontext der Betrachtung „natürlicher“ Vegetationsbilder relevant ist.

Im Folgenden wird daher zunächst dargestellt, welche Bedeutungen der Naturbegriff im Wortgebrauch umfasst. Hierbei wird deutlich,

¹ Beide Autoren verwenden diese Attribute synonym. Für die folgende Betrachtung wird der Begriff „natürlich“ weitergeführt. Dieser ist als solcher zwar nicht in jeder Wortbedeutung synonym zu „naturnah“, in der für diese Arbeit relevanten – dies wird folgend deutlich – jedoch schon.

dass Natur (als Landschaft) immer auch, aus einem jeweiligen sozio-kulturellen Kontext heraus, Träger symbolischer Bedeutung ist, die in der Betrachtung bzw. einem (ästhetischen) Urteil relevant wird. Gemäß eines solchen *teleologischen*² Urteils, wonach Natur dann Repräsentant eines bestimmten „Sinns“ ist, können, das wird folgend aufgezeigt, auch jene „natürlichen“ Vegetationsbilder im öffentlichen Raum gedeutet werden.

Um zu erkennen, worin diese Symbolik besteht und wie sich dies in einer ästhetisch-symbolischen Betrachtung äußert, wird die kulturhistorische Entwicklung der Natur als Landschaft nachgezeichnet. Dazu wird zunächst erläutert, was mit dem Begriff „Landschaft“ im heutigen Wortgebrauch bezeichnet wird bzw. welche Begriffsverwendung im Kontext der Thematik dieser Arbeit relevant ist. Nachfolgend werden die von unterschiedlichen Weltanschauungen abhängigen symbolischen Bedeutungen von Landschaft, sowohl als kultivierte Natur (*Kulturlandschaft*) als auch als nicht kultivierte Natur (*Wildnis*), beschrieben und darauf aufbauend dargestellt, was derzeit (in Deutschland) überwiegend in der gesellschaftlichen Vorstellung mit Landschaft verbunden wird. Ausgehend von dieser aktuellen Bedeutung, als (intuitiv) anerkannter Wert der Natur bzw. der „Natürlichkeit“, wird dies anschließend in Bezug gesetzt zu jenen als „natürlich“ erachteten Vegetationsbildern im öffentlichen Raum, d.h. einer *städtischen Umgebung*.

² Teleologie: „Auffassung, nach der Ereignisse oder Entwicklungen durch bestimmte Zwecke oder ideale Endzustände im Voraus bestimmt sind und sich darauf zubewegen“ (Bibliographisches Institut GmbH 2013d).

4.1 Die Bedeutungen des Naturbegriffs

Nach Trepl (2012a, 1998) bzw. Trepl/Kirchhoff/Voigt (2005) kann der Begriff „Natur“ nicht in einer allgemein gültigen Definition festgelegt werden, da dieser nicht eindeutig, d.h. ausschließlich in einem Sinne verwendet wird. Die Bedeutung von „Natur“ variiert vielmehr abhängig von dem jeweiligen Zusammenhang, in dem der Begriff verwendet wird: „Natur gibt es nicht in dem Sinn, wie es Tiere und Pflanzen gibt. Diese kann man ausrotten und es gibt sie dann nicht mehr, die Natur aber gibt es, was immer man mit ihr macht, nicht weniger als vorher [...]. Man könnte aber auch, ebenfalls ohne Widerspruch hervorzurufen, sagen, sie sei zerstört, wenn die Tiere und Pflanzen ausgerottet sind. Offenbar meint man mit Natur in dem einen Fall nicht das gleiche [sic] wie in dem anderen. Unter Tieren und Pflanzen (und in gewissem Sinne unter allen `Dingen`) stellen wir uns etwas vor, was eine Art eigener, dem Belieben unseres Definierens nicht unterliegende Existenz hat. Demgegenüber wechselt die Bedeutung von Natur je nach dem Zusammenhang, in dem wir gerade sprechen und insbesondere in Abhängigkeit davon, was wir jeweils als ihr Gegenüber vor Augen haben“ (Trepl 1998: 1). Die Vielzahl an möglichen Bedeutungen in Abhängigkeit von der jeweiligen Begriffsverwendung lässt sich nach Trepl/Kirchhoff/Voigt (2005: 1) konstitutiv für moderne Gesellschaften³, als die „ästhetische“, die „naturwissenschaftliche“ und die „normativ-wertende“ Betrachtung von Natur unterscheiden.

Bei einer naturwissenschaftlichen Begriffsverwendung ist Natur „weniger ein bestimmter Gegenstandsbereich, der anderen Gegenstandsbereichen [...] gegenüberstünde, sondern das, was sich einer bestimmten *methodischen* Einstellung ergibt. Charakteristisch für die Methode ist zum einen, dass sie nach *allgemeinen, gesetzmäßigen*

³ Weshalb dies *konstitutiv für moderne Gesellschaften* ist, wird in der nachfolgenden Betrachtung zur Natur als Landschaft deutlich (s. Kapitel 4.3).

Zusammenhängen sucht [...]. Zum anderen ist Wertfreiheit konstitutiv für die wissenschaftliche Betrachtung, und zwar nach beiden Seiten: Der Wissenschaftler hat sich gegenüber seinem Untersuchungsgegenstand von Wertungen freizumachen; dem Gegenstand kommen von sich aus keine Werte zu, sie können ihm nur zugesprochen werden. Was mit dieser Methode betrachtet wird, erscheint als sinn- und wertfreier Gegenstand theoretischer Erkenntnis" (ebd.: 2f.).⁴ Bei der ästhetischen Naturbetrachtung ist hingegen wesentlich, „dass hier die Natur auf der Basis *subjektiver* Vorstellungen und Empfindungen beurteilt wird" (ebd.: 2). Dies stellt folglich jene wertende Betrachtung dar, wie sie auch der Betrachtung zierender Vegetation zu Grunde liegt. In der „normativ-wertenden" Betrachtung hingegen werden der Natur direkt Werte, entweder aus einer anthropozentrischen oder einer bio- bzw. physiozentrischen Position heraus, zugewiesen (vgl. ebd.: 6). Der anthropozentrischen Position entspricht, dass der Mensch der Natur einen Wert zuspricht, den diese wiederum nur durch den Bezug zum Menschen erhält. Dies kann daher auch als „kulturalistisch" bezeichnet werden (vgl. ebd.): „Dabei wird ihr Wert entweder ausgehend von Nutzungsinteressen formuliert – Natur ist dann Ressource [...] – oder Natur wird in ihrer über Nutzen hinausgehenden kulturellen Funktion ein Wert zugesprochen – sie ist dann Symbol für kulturelle/gesellschaftlich objektive Werte" (ebd.). So kann die Natur zum einen in Bezug auf ihre Nutzbarkeit bewertet werden, indem dieser ein „ökonomischer oder instrumen-

⁴ Dabei ist die moderne Naturwissenschaft insgesamt jedoch durchaus von Interessen geleitet, da sich ihre Theorien „die Wirklichkeit unter dem leitenden Interesse an der möglichen informativen Sicherung und Erweiterung erfolgsorientierten Handelns" (Habermas 1968: 157, zitiert n. Trepl/Kirchhoff/Voigt 2005: 3) erschließen. In der Konsequenz wird dann die Natur nicht unabhängig von Interessen wie sie „wirklich ist" beschrieben, da „erfahrungswissenschaftlich relevante Tatsachen" (Trepl/Kirchhoff/Voigt 2005: 3) letztlich immer aus einem Zweck und Ziel des Handelns resultieren.

teller" Wert zugesprochen wird, „z.B. für die industrielle Produktion oder die Erhaltung der Gesundheit“ (ebd.: 7). Zum anderen wird der Natur auch „ein über ihre Nutzbarkeit hinausgehender *sozialer* oder *kultureller Sinn* zugeschrieben“ (ebd.). Natur steht dann stellvertretend für diese von gesellschaftlichen Interessen abhängigen Werte; sie ist somit Symbol dafür: „Es handelt sich für die anthropozentrische Position um vom Menschen gesetzte Symbolisierungen für gesellschaftliche Werte, nicht um metaphysische Eigenschaften des materiellen Objekts selbst, die ihren wahrnehmbaren Ausdruck finden“ (ebd.).

Gegenteilig bezeichnet eine bio- oder physiozentrische Position, dass Natur unabhängig von den Interessen des Menschen ein eigener Wert anerkannt wird und so als „normative Instanz“ fungiert (vgl. ebd.: 6): „Als biozentrisch werden diejenigen Positionen bezeichnet, denen zufolge entweder individualistisch die einzelnen Lebewesen oder holistisch aus ihnen bestehende Einheiten (z.B. Lebensgemeinschaften) einen nicht menschlichen Zuschreibungen zurückgehenden *Selbstwert* [...] besitzen, der *physiozentrische* Ansatz spricht auch der unbelebten Natur Selbstwert zu [...]. So sollen beispielsweise Tiere nicht gequält werden, da sie auf ihrem Selbstwert beruhende moralische Rechte haben, Arten dürfen nicht aussterben, da sonst die Harmonie des Naturganzen zerstört wird“ (ebd.: 7). Demzufolge wird Natur „als Norm für menschliches Handeln verstanden: [...] die richtige Art des Umgangs mit Natur ist aus der Bedeutung abzuleiten, die sie *unabhängig von menschlichen Zwecksetzungen* hat“ (ebd.).

4.2 Idealtypische Natur als Symbol der Natürlichkeit

Die von Brunsing und Duthweiler beschriebenen Vegetationsbilder werden im öffentlichen Raum mit dem Ziel angelegt, diesen zu schmücken, wobei zunächst unklar erscheint, inwiefern die „Natürlichkeit“ eines Vegetationsbildes das Werturteil des Menschen beeinflussen kann. Nach Trepl (1998, 2012a) und Trepl/Kirchhoff/Voigt (2005) wurde aufgezeigt, dass mit „Natur“ weitergehend auch symbolische Bedeutungen verbunden sind. In einer solchen Weise der Betrachtung umfasst „Natur“ nicht ausschließlich das rein Materielle, sondern ist vielmehr Träger kulturell geprägter und von dem Menschen gesetzter Werte. Natur als Sinnsymbol, „bedeutet aber nicht nur, sie ästhetisch, sondern auch, sie unter einer teleologischen Perspektive zu sehen. Das heißt, alles Einzelne in ihr wird im Hinblick auf seinen Beitrag zu einem bestimmten Zweck und Ziel betrachtet“ (Trepl 1998: 4). So ergibt sich ein „eudaimonistischen[r]⁵ Wert [...] aufgrund ihrer ästhetischen Qualitäten und symbolischen Bedeutungen [...]. Der eudaimonistische Wert von Natur ergibt sich, anders als ihr instrumenteller Wert, nicht aus physischen Eigenschaften von Naturphänomenen. Somit ist er auch nicht aus naturwissenschaftlich-ökologisch beschreibbaren Eigenschaften ableitbar [...]. Vielmehr weisen wir der Natur diesen Wert zu, und zwar im Rahmen von kulturell geprägten Wahrnehmungs- und Deutungsmustern“ (Kirchhoff 2012).

Dass der Betrachtung „natürlich“ anmutenden Vegetationsbilder ebenfalls nicht ausschließlich das rein Gegenständliche, d.h. die „metaphysischen Eigenschaften des materiellen Objekts“ (Trepl/Kirchhoff/Voigt 2005: 7) zu Grunde liegt, erschließt sich, indem auf

⁵ Eudaimonismus (auch »Eudämonismus«): „Philosophische Lehre, die im Glück des Einzelnen oder der Gemeinschaft die Sinnerfüllung menschlichen Daseins sieht“ (Bibliographisches Institut GmbH 2013c).

einen *idealisierten Zustand* verwiesen wird. So resultiert nach Duthweiler (2010: 51) die den Vegetationsbildern zugesprochene Natürlichkeit und das damit verbundene Werturteil aus einem „idealisierte[n] Sukzessionszustand mit optimaler Vergesellschaftung“, durch den „naturnahe landschaftliche Situationen“ (ebd.) geschaffen werden.

Etwas Idealisiertes kann „der Inbegriff der Vollkommenheit“ oder eine „Idee, nach deren Verwirklichung man strebt“ (Bibliographisches Institut GmbH 2013a) sein. Es setzt ein „Idealbild“ davon voraus, wie dieser ideale Zustand aussieht oder aussehen sollte. Die Idealisierung setzt aber nicht voraus, dass das Ideal auch tatsächlich in jedem Detail der Realität entspricht (vgl. Bibliographisches Institut GmbH 2013b). Das Ideal würde dann als vollkommener erachtet werden, als es tatsächlich ist, und mit Attributen belegt, die es so eigentlich nicht erfüllt. Entscheidend ist jedoch, dass das Ideal mit diesen Attributen assoziiert wird.

Ein Idealbild, anhand dessen die Natürlichkeit gedeutet werden kann, ist damit auch für jene als „natürlich“ erachteten Vegetationsbilder Vorbild. Diesem entspricht die Wiese⁶, wie es in Kapitel 2.2 dargestellt wurde. Hier treten aufgrund der Standorteigenschaften krautige Pflanzengesellschaften in einer solchen, vergleichbaren Kombination aus Artenreichtum und Intensität in Blüte und Dichte auf. „Wiesenartige“ Vegetationsbilder sind folglich in diesem Zusammenhang der ideale Zustand der Natürlichkeit. Durch die Idealisierung eines solchen Vegetationsbildes ist es dabei trivial, dass dieses erst durch Einfluss des Menschen, d.h. durch Kultivierung,

⁶ Duthweiler verweist darauf, dass sich das „Idealbild einer Pflanzengemeinschaft“ auch bei einer Staudenpflanzung einstelle, jedoch „erst mit viel Pflanzenkenntnis, Erfahrung und jahrelanger Geduld“ (ebd.: 2010: 51). Das Vegetationsbild einer Staudenpflanzung ist letztlich genauso „natürlich“, wie das von ihr beschriebene einer Sommerblumen-Pflanzung oder einer Ansaat. Es besteht folglich für die folgende Argumentation die gleiche Ausgangslage.

überhaupt entstand und durch das Wegfallen der Mahd nicht weiter existieren würde. Entscheidend ist folglich nicht, dass das Idealbild von Natur und der damit verbundenen Natürlichkeit einem „ursprünglichen“ Zustand entspricht, sondern, dass das assoziierte Attribut der Natürlichkeit hier anerkannt wird.

Dadurch, dass in den Städten mit den Ansaaten, die umgangssprachlich als „Blumenwiesen“ bezeichnet werden, und der Wechselflor-Bepflanzung keine echten Wiesen angelegt werden, wird somit deutlich, weshalb nur auf „*naturnahe* landschaftliche Situationen“ (Duthweiler 2010: 51, eigene Hervorhebung) und auf „scheinbar *natürlich wirkenden* Pflanzungen“ (Brunsing 2010: 20, eigene Hervorhebung) verwiesen wird. Damit einem Vegetationsbild Natürlichkeit anerkannt wird, muss demzufolge nicht ein wirklichkeitsgetreues Vegetationsbild hergestellt, sondern bloß „ein idealisierter Sukzessionszustand *nachgestellt*“ (Duthweiler 2010: 51, eigene Hervorhebung) werden. Dies bedeutet dementsprechend, dass nicht der idealisierte Sukzessionszustand einer real existenten Pflanzengesellschaft für ein als „natürlich“ gedeutetes Vegetationsbild notwendig ist, sondern vielmehr nur eine Anlehnung daran, gleich einem gärtnerischen Vorbild. So kommt dann die Deutung der Natürlichkeit gemäß Duthweiler und Brunsing auch nicht jeder beliebigen Kombination von Pflanzen gleichermaßen zu. Erst dadurch, dass das Vegetationsbild augenscheinlich dem Idealbild entspricht, d.h. dass Eigenschaften des Vorbildes übernommen wurden, wird dieses im Sinne der Natürlichkeit positiv bewertet. Dies geschieht hier über den Artenreichtum, durch den ein blühendes und strukturell vielfältiges Vegetationsbild, welches einer Wiese ähnelt, hergestellt wird. Die beworbenen Vegetationsbilder sind folglich *idealtypische*⁷ Nachbildungen des „*idealisierten Sukzessionszustandes*“.

⁷ Ein Idealtyp wird „gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskreter, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einze-

Daraus erschließt sich nun eine weitere Bedeutung des Naturbegriffs, die die rein ästhetische Betrachtung erweitert, denn diese Vegetationsbilder stehen nur sinnbildlich für das Ideal – sie symbolisieren das reale Vorbild. Damit wird die diesen Vegetationsbildern zugesprochenen Natürlichkeit als idealtypische Natur auch in einer symbolischen Bedeutung relevant. Dieses Idealbild von Natur und Natürlichkeit entspringt hierbei aber auch einem bestimmten Zusammenhang, denn durch die idealisierten Vegetationsbilder werden zugleich „naturnahe *landschaftliche* Situationen“ (Duthweiler 2010: 51, eigene Hervorhebung) geschaffen. So werden hier einer Wiese ähnliche, „natürliche“ Vegetationsbilder als *Natur der Landschaft*.

erscheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde“ (Weber 1904 (1988): 190f., zitiert n. Trepl 2012a: 44). Der Idealtyp, oder das Idealtypische, sei also keinesfalls eine wirklichkeitsgetreue Abbildung, sondern „eine methodisch geleitete Überhöhung der Realität“ (Nonnenmacher 1989: 15, zitiert n. Trepl 2012a: 45): „Es ist vielmehr ein Bild, das wir uns in Gedanken machen. [...] Die Darstellung geschieht durch Verknüpfung von Begriffen, und diese Begriffe müssen eindeutig definiert sein, und die ‚Einzelercheinungen‘, bzw. die Begriffe der einzelnen Elemente der Wirklichkeit müssen widerspruchsfrei zusammengeführt werden“ (Trepl 2012a: 44f.).

4.3 Natur als Landschaft

Als Landschaft wird heute umgangssprachlich „eine in ästhetischer Sehweise betrachtete Gegend“ bezeichnet, in der „ein empfindender Betrachter eine von der Natur allein (Naturlandschaft) oder von Natur und Menschenhand (Kulturlandschaft) geformte Gegend als harmonische, individuelle, konkrete Ganzheit“⁸ (Kirchhoff 2012) sieht. Natur ist mit dem „Begriff der Landschaft – und `der Natur´ in der Landschaft – mit dem Ästhetischen aufs engste verbunden. [...] Landschaft ist eine ästhetische Kategorie [...] es geht um Objekte, insofern ihre Wahrnehmung in uns Gefühle der Lust und Unlust hervorruft. [...] Landschaft ist noch etwas anderes als etwas Ästhetisches, denn sie *soll* in bestimmter Weise beschaffen sein. [...] Wir betrachten die Landschaft als ein Gebilde, das symbolische Bedeutung hat, als ein Gebilde, das aus Zeichen besteht, die man deuten kann und richtig deuten muss“ (Trepl 2012a: 16ff.).

Diese symbolischen Bedeutungen entstanden zeitgeschichtlich aus unterschiedlichen, teils explizit gegensätzlichen weltanschaulichen Bewegungen und nehmen auch heute Einfluss auf die Deutung von Natur. Dies äußert sich in der Vorstellung von schöner, harmonischer Kulturlandschaft, als *Ideallandschaft*, deren Verwirklichung es anzustreben gilt, aber auch von nicht kultivierter Natur als Wildnis, die ihre symbolische Bedeutung vor allem als „*Gegenwelt*“ zur kultivierten Natur und zur Zivilisation erhält.

Natur als Landschaft zu sehen, ist dabei jedoch keineswegs eine als selbstverständlich gegebene Fähigkeit des (erwachsenen) Menschen.

⁸ Es könnte nach Trepl (2012a: 35) auch von „Stadtlandschaft“ die Rede sein: „Aber, dass Landschaft Stadt sein könne, würde in etlichen Epochen und Kulturen nicht akzeptiert werden“. Auch im Deutschen müsse die Betonung stets auf *Stadt*, oder aber auch *Industrie* für „Industrielandschaft“ gelegt werden, so dass fachsprachlich ein eigener Begriff konstruiert werde, um das Betrachtete zu beschreiben (vgl. ebd.).

Diese resultiert vielmehr aus einem langwierigen, mehrere Jahrhunderte andauernden Prozess, durch den erst jene im vorherigen Kapitel dargestellten und heute möglichen Weisen der Naturbetrachtung als „konstitutiv für moderne Gesellschaften“ (Trepl/Kirchhoff/Voigt 2005: 1) gegeben sind. (vgl. Kirchhoff 2012)

4.3.1 Der Wortgebrauch des Landschaftsbegriffs

Der Begriff Landschaft wird im allgemeinen Wortgebrauch in zwei unterschiedlichen Bedeutungen benutzt (vgl. Trepl 2012a: 19). Einerseits wird von Landschaft als geographisch festgelegte Gegend, d.h. als „betrachterunabhängiger Gegenstand“ (ebd.: 20) gesprochen. In diesem Fall wird mit Landschaft „ein Objekt mit objektiven Eigenschaften“ bezeichnet, „die für alle Betrachter die gleichen sind, und mit bestimmten Grenzen“ (ebd.) (beispielweise die *märkische Landschaft*). Eine solche *Objekt-Landschaft* wird charakterisiert durch die jeweiligen „Landschaftselemente“ (ebd.: 22), so etwa „Wälder, Seen, Moore, Häuser bestimmten Typs“. Andererseits wird von Landschaft aber auch als ein „nicht beobachterunabhängiger Gegenstand“ (ebd.) gesprochen. Diese Begriffsverwendung unterscheidet sich von der Bezeichnung als Objekt-Landschaft darin, dass der Mensch dieser nicht „*gegenüber* [steht], sondern [...] *in ihr*“ (ebd.: 18) ist. Das, was so als Landschaft bezeichnet wird, ist folglich abhängig von dem Standpunkt des Betrachters und somit räumlich nicht eindeutig begrenzt. Landschaft in dieser Begriffsverwendung ist dann weniger etwas Gegenständliches als vielmehr eine Situation, die sich verändert, sobald der Betrachter seinen Standort wechselt (vgl. ebd.: 18f.).

Dieser Wortgebrauch ist jedoch keinesfalls deckungsgleich mit dem Begriff der Umwelt, als Umgebung des Menschen (oder allgemein eines Lebewesens), wie er etwa auch in der Ökologie als Naturwissenschaft verwendet wird. Der Unterschied liegt hierbei in der *Sichtbarkeit* der Umgebung für den Betrachter: „Wenn ich in einem Haus,

in einer Straße, im Inneren eines dichten Waldes bin, dann ist das um mich meine Umwelt. [...] Aber ich bin nicht in einer Landschaft". Selbst wenn das Haus als Umgebung bzw. Umwelt des Menschen in einer Objekt-Landschaft (beispielweise der märkischen Landschaft) stünde, würde dies im allgemeinen Wortgebrauch nicht als Landschaft bezeichnet werden: „Man könnte auch sagen: Ich *sehe* keine Landschaft, wenn ich im Zimmer bin und nicht aus dem Fenster schaue oder wenn ich im dichten Wald bin“ (ebd.: 21). Wesentlich ist damit grundsätzlich, sowohl für die Bezeichnung als Landschaft aus einer betrachterabhängigen Situation heraus als auch im Sinne einer räumlich begrenzten Gegend, die Sichtbarkeit.

Wenn von Landschaft gesprochen wird, kann diese aber auch „melancholisch, friedlich, heroisch sein, d.h. sie hat eine Stimmung“ (ebd.). Landschaft umfasst damit auch Nicht-Sichtbares. Die Eigenschaft einer Stimmung kann auch einer eigentlich als beobachterunabhängigen Gegend bezeichneten Landschaft zugesprochen werden: „Zu den Eigenschaften solcher Objekte wie der Landschaft des Vogtlands, der Landschaft der Nordseeküste gehört ja auch die Stimmung, die sie haben“ (ebd.: 20). Sofern dann auch einer Objekt-Landschaft eine Stimmung zugesprochen werde, sei es nach Trepl (ebd.) die Landschaft, in der der Betrachter stehe, bzw. die er (auch gedanklich) vor sich habe. In der Konsequenz wäre damit also auch eine räumlich klar begrenzte Gegend nicht mehr ausschließlich betrachterunabhängig und als rein Gegenständliches bezeichnbar. Von der typischen Stimmung der Mosellandschaft, einer heiteren Stimmung etwa, zu sprechen, bezeichnet dann eine Landschaft in Abhängigkeit des Betrachters. (vgl. ebd.: 20, 23)

Dies verdeutlicht, was den Begriff der Landschaft von einem durch die Naturwissenschaft verwendeten unterscheidet, und, dass das so Bezeichnete der tatsächlichen Bedeutung nicht gerecht werden kann: „Wenn wir über das Sichtbare an der Umwelt reden, das mit naturwissenschaftlichen Begriffen zu beschreibende optisch Wahr-

nehmbare an ihr, dann ist eine Stimmung gewiss nicht gemeint. Das Sichtbare an der Umwelt ohne Stimmung würden wir nicht Landschaft nennen“ (ebd.: 22). Landschaft ist folglich „etwas anderes als die Natur, die außer uns existiert“ (Trepl 2012a: 31 / vgl. Simmel 1903 (1957): 141, zitiert n. ebd.). Wenn im westeuropäischen Kulturkreis der (Stadt-)Mensch Landschaft sieht, grenzt er vielmehr einen Ausschnitt der betrachteten Natur ein und entscheidet, was für die Betrachtung wichtig ist: „Wir blicken zwar dabei auf einen von uns unabhängig existierenden Gegenstand, den vor uns liegenden Naturausschnitt, und die Natur ändert sich nicht unter unserem Blick. Aber wir wählen doch wie der Maler aus, was von dem, was da alles vor uns liegt, wir in das Gemälde, also die Landschaft aufnehmen wollen und was wegzulassen ist. Wir bestimmen, was in den Vordergrund tritt [...]. Wir sehen, d.h. wir `malen` uns in unserem Geist *angesichts* einer *Gegend* mit Hügeln und Feldern, mit Wiesen und Wäldchen und dazwischen Dörfern mit Kirchtürmen eine *Landschaft*“ (Trepl 2012a: 32).

Die Deutung der Natur als Landschaft beschränkt sich dabei nicht nur allein auf das Ästhetische, „denn sie *soll* in bestimmter Weise beschaffen sein. Wenn man aus einem mäandrierenden Fluss einen geraden Kanal macht, so gilt das vielen nicht nur als eine wertneutrale Veränderung, sondern als eine Zerstörung der Landschaft, und das schließt ein, dass das nicht sein soll [...]. Ihr `Charakter` ist zerstört, und das zu bewirken ist verwerflich – ganz unabhängig davon, wie wir das Resultat rein ästhetisch beurteilen. Man benutzt also im Hinblick auf Landschaft moralisch wertende Begriffe. [...] Es ist, so meinen viele, schlechthin verwerflich die Landschaft zu zerstören, egal, welche Vorteile das bringen mag“ (ebd.: 17). Dies resultiert daraus, dass Landschaft für den Menschen eine symbolische Bedeutung hat, anhand derer ein moralisch richtiges Handeln abgeleitet und bestimmt wird, was in einer Landschaft getan werden *darf*: „Bezogen auf Landschaft benutzen wir also Begriffe und fällen

Urteile (ästhetische und moralische), die in der Naturwissenschaft nicht möglich sind“ (ebd.: 18).

Durch den Versuch, Landschaft per Definition etwas Gegenständliches, wertfrei zu Beschreibendes zu Grunde zu legen, wird folglich das ausgeschlossen, was in einer anderen Begriffsverwendung gemeint ist. Dem Begriff Landschaft werde so „ein real existierendes Ding unterschoben“ (Hard 1970: 70, zitiert n. Trepl 2012a: 25), was auf dem Glauben beruhe, „einem Substantiv müsse doch auch ein reales Objekt entsprechen“ (ebd.). Landschaft aber ist somit kein naturwissenschaftlich definierbarer Gegenstand, sondern ein Begriff der Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. Trepl 2012a: 28). Das, mit dem sich Naturwissenschaftler befassen, umfasst und beschreibt nicht Landschaft als Ganzes, sondern stets nur deren einzelnen materiellen Elemente: „Wenn z.B. Ökologen [...] behaupten, sie untersuchten Landschaften, dann ist das nicht richtig. Sie untersuchen nicht Landschaften, sondern ökologische Gegenstände, z.B. Ökosysteme oder Populationen von Tieren und Pflanzen, dies aber in Grenzen von Landschaften und konzentriert auf Objekte, die von *landschaftlichem Interesse* sind, also z.B. Bäume und Flüsse, nicht Mikroorganismen oder Bodenpartikel, da bzw. sofern diese für das Sehen der Landschaft nicht relevant sind“ (ebd.: 26).

Natur, die als ideale, schöne Landschaft gesehen und gedeutet wird, besteht daher vielmehr immer unter einem sozio-kulturellen Einfluss als ästhetisch-moralische Vorstellung der Menschen oder vielmehr als eine „Idee“, wie diese beschaffen sein sollte (ebd.): *„Eine Landschaft ist mit einer Melodie vergleichbar: Beide existieren nur als mentale Vorstellung. Denn nur in unserer Vorstellung bilden die Einzelphänomene wie Töne bzw. Wald, Bach, Wiese eine sinnhafte Ganzheit. Die Ganzheit resultiert aus unserer ästhetischen Wahrnehmung“* (Kirchhoff 2012).

4.3.2 Der „landschaftliche Blick“ als Voraussetzung des Sehens von Landschaft

Als Voraussetzung, Natur als Landschaft zu sehen, beschreibt Trepl (2012a: 37) die Fähigkeit des „landschaftlichen Blicks“.⁹ Diese Fähigkeit hat wiederum zum einen die Loslösung der in der Antike und dem Mittelalter vorherrschenden theoretischen Denk- und Erklärungsweise bezüglich der Dinge der Natur bzw. der Weltordnung und zum anderen die Freiheit von dem Landleben, d.h. die Freiheit von dem Leben und Arbeiten in der Natur, zur Voraussetzung (vgl. ebd.: 53–63). Die Entstehung des „landschaftlichen Blicks“ leitet Trepl für den europäischen Kulturkreis aus der Malerei her. So entstanden in der Antike und im frühen Mittelalter vor allem Gemälde, die biblische Szenen und Menschen darstellten, wobei durch Symbole auf Gott bzw. eine göttlich-hierarchische Ordnung verwiesen wurde. Erst im Hochmittelalter traten Berge und Seen als Elemente des Gemäldes hinzu und erst im Spätmittelalter wurde vergleichbar solches dargestellt, was heute als Landschaft bezeichnet würde. (vgl. ebd.: 37f.) Während die gemalten Landschaften hierbei zunächst nur als Hintergrund biblischer Szenen bestanden, änderte sich dies in der frühen Neuzeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Verantwortlich dafür war in der Kunst der Malerei die Entstehung der Zentralperspektive, durch die nach den ehemals flächigen Gemälden als „Arrangement von Symbolen auf einer Tafel“ (ebd.: 38) nun Gemälde entstanden, die eine Tiefendimension aufwiesen und von einem festgelegten Standpunkt des Betrachters aus gemalt wurden (vgl. ebd.). So wurde der *individuelle* Mensch zum Betrachter des Gemäldes. Während zuvor alles, auch die einzelne Elemente für sich, im Gemälde symbolisch auf Gott verwiesen, sollten nun „die Bilder [...] als Komposition gelesen werden“ und enthielten „Sinn nur im Inneren der Ganzheit der Komposition“ (Koschorke 1990: 88, zitiert n. Trepl 2012a: 39).

⁹ Hierbei folgt Trepl (2012a: 53–63) der Argumentation Ritters (1989 (1963)).

Die vormals göttliche Symbolik entfiel folglich derart, dass einzelne Elemente des Gemäldes nun ohne Bedeutung waren und das Gemälde erst Sinn in seiner Gesamtheit ergab. Die Ordnung des Gemäldes wurde nun von dem Horizont bestimmt: „Auf ihm gehen die parallelen waagerechten Linien ins Unendliche. Er ist nicht ein Ding neben anderen dargestellten Dingen. Vielmehr ist er die Grenze dessen, was dargestellt werden kann; hinter ihm liegt das Jenseits der darstellbaren Welt. Die Symbolik des Bildes wird der ganzen folgenden Zeit gleichsam vom Horizont organisiert“ (Trepl 2012a: 39). Der Horizont nahm so die Grenze des Weltlichen ein und wurde Symbol dafür, „wie man sich das Verhältnis der erkennbaren bzw. sichtbaren und darstellbaren Welt zu dem, was jenseits des Horizonts liegt, denkt – davon z.B., ob man die Aufgabe des Menschen in der fortwährenden Überschreitung dieser Grenze sieht oder ob diese sinnbildlich für die jenseitigen Geheimnisse steht, die unser Verstand nie wird ergründen können“ (ebd.). Ausgehend von Italien und den Niederlanden entstanden nun Gemälde, die als solche als „Landschaft“ bezeichnet wurden (vgl. ebd.: 40). Erst nachfolgend wurde diese Bezeichnung auch für reale Gegenden verwendet; jedoch nicht wahllos: „Was den Namen Landschaft verdiente, musste dem Erzeugnis eines Menschen, eines Künstlers nämlich, ähnlich sein“ (ebd.: 32). Abgebildet wurde also nicht Landschaft als reale Gegend, sondern eine Vorstellung des Künstlers (vgl. ebd.).

Landschaft gab es vor Beginn der Neuzeit folglich in dem Sinne nicht, dass eine Gegend, die heute so bezeichnet würde, nicht vorhanden gewesen war, sondern, dass diese nicht als solche wahrgenommen bzw. gedacht wurde (vgl. ebd.: 41). Es bedurfte und bedarf also des wahrnehmenden Subjekts, damit einzelne Elemente, wie Berge, Seen oder Wälder zu einer Landschaft geordnet werden: „Man kann in die Wolken verschiedene Bilder hineinsehen. Die Wolken waren vorher schon da, aber keines der Bilder. Durch deren Entstehung werden die Wolken nicht verändert, die Bilder dagegen verändern

sich sowohl durch die Veränderung der Wolken als auch durch Veränderungen in der Fantasie des Betrachters" (ebd.: 41f.).

Die theoria und die moderne (Natur-)Wissenschaft als Voraussetzung des „landschaftlichen Blicks“

Trepl schildert die Entstehung des „landschaftlichen Blicks“ für den europäischen Kulturkreis als „abendländischen-neuzeitliches Phänomen“ (ebd.: 40), betont aber, dass nicht auszuschließen sei, dass „es auch in anderen Kulturen und zu anderen Zeiten Landschaft gab oder nicht gab“ (ebd.: 52). Entscheidend sei vielmehr, dass Landschaft als eine „bestimmte Möglichkeit des Sehens“ an bestimmte Voraussetzungen geknüpft ist und daher „irgendwann entstanden sein [muss], sie kann in der Menschheitsgeschichte nicht schon immer vorhanden gewesen sein“ (ebd.: 53).

Landschaft als „abendländisch-neuzeitliches Phänomen“ hatte nunmehr „die antik-mittelalterliche *theoria* zur Voraussetzung und wurde möglich und notwendig, weil diese Art von Theorie verschwindet und die moderne Wissenschaft (Naturwissenschaft) entsteht“ (ebd.: 54). Der *theoria* und der modernen Wissenschaft lag dabei ein unterschiedliches Theorieverständnis zur Erklärung der Dinge der Natur als Ganzes, d.h. „allem von Natur Seienden“ (Ritter 1989 (1963): 144, zitiert n. Trepl 2012a: 55) zu Grunde. Vor Beginn der Neuzeit teilte sich das Leben der Menschen in „die Sphäre des Alltags und des Festes“ (ebd.: 54). Die „Sphäre des Alltags“ umfasste das alltägliche, mühsame Arbeiten, um den Lebensunterhalt zu sichern. Der „Sphäre des Festes“ entsprach die Ehrung des Gottes oder der Götter durch Opferung oder Gebet. Ihr gehörte die Theorie der alten d.h. der vor-neuzeitlichen Zeit an. Der damalige Theoretiker gab sich den Dingen der Welt in kontemplativer Weise hin, indem er sich in Gedanken in sie versenkte und sich „der Geist dem alles umgreifenden `Ganzen` und `Göttlichen` zuwendet“ (Ritter 1989 (1963):

144, zitiert n. Trepl 2012a: 55). Während die Theoretiker der Antike und des Mittelalters, versuchten das Göttliche in den Dingen zu erkennen, basiert die Theorie der modernen Naturwissenschaften darauf, „Wissen zu erzeugen, um damit etwas Praktisch-Technisches machen zu können“ (Trepl 2012a: 55): „Das also ist der Unterschied zwischen alter Theorie und der Theorie der modernen Naturwissenschaft: Die alte Theorie gehört zum Fest, nicht zum Alltag, sie ist Kontemplation, nichttechnikbezogen, sie sucht das Göttliche hinter oder in den Dingen, statt die Vorstellung des Göttlichen methodisch auszuklammern oder gar überflüssig zu machen, und Theorie ist auf das Ganze gerichtet, ihr Wesen besteht gerade nicht darin, dieses zu zerlegen. Das Ganze, Göttliche, alles Alltägliche, irdische Umgreifende und Übersteigende konnte und musste in den Begriffen der Theorie gedacht werden“ (ebd.). Dies bedingte, dass Natur in ästhetischer Betrachtung – und damit als Landschaft – „erst nach Auflösung des alten metaphysischen Weltbildes entstehen“ konnte, „und zwar komplementär zum Verschwinden universeller und allgemein akzeptierter Deutungsmuster und zum Verschwinden des lebensweltlichen Eingelassenseins in Natur“ (Praxenthaler 1996: 35). Vor Beginn der Neuzeit gab es folglich nach Ritter (1963: 149, zitiert n. Praxenthaler 1996: 35) „keinen Grund für den Geist, ein besonderes, von der begrifflichen Erkenntnis unterschiedenes Organ für die Vergegenwärtigung und Anschauung der sichtbaren Natur ringsum auszubilden“. Erklärbar war für den Theoretiker der Antike und des Mittelalters alles mit dem Göttlichen, also Übernatürlichen, wodurch der Sinn eines Dinges oder Geschehnisses hergeleitet werden konnte.

Diese im Kontext der *theoria* gedachten Erklärungsbeziehungen wurden mit der Entstehung der modernen (Natur-)Wissenschaft in der Neuzeit im Lauf des 18. Jahrhunderts aufgebrochen: „Die moderne Wissenschaft versucht nicht mehr einen allem seinen Wert verleihenden Sinn hinter oder über den Dingen zu finden, wie das vorher

war. Da fragte man, warum die Dinge da sind und warum sie so sind, wie sie sind – und die Antwort war letztlich, dass es eine höhere Vernunft so wollte. Die moderne Wissenschaft will nur noch erklären, wieso die Dinge der Natur so sind, wie sie sind“ (Trepl 2012a: 56). Durch diesen Ansatz der wertfreien Denk- und Erklärungsweise, der der modernen (Natur-)Wissenschaft zu Grunde liegt, wurde die Natur als Ganzes nun gleichsam von ihrem Sinn befreit. Der allen Dingen anerkannte Sinn, als „Teil eines von einer höheren Vernunft sinnvoll eingerichteten Ganzen“ (ebd.: 57f.) wurde negiert.

Die Entstehung der modernen Wissenschaft und der damit verbundenen Erkenntnis, der Gesetzmäßigkeiten der Natur hatte eine Leerstelle zur Folge und warf die Sinnfrage nach den Dingen der Natur als allumfassendes Ganzes auf: „Es sind wir Menschen, die den Dingen Sinn zuschreiben. Was aber ist, wenn der Mensch selbst keinen Sinn hat? [...] Wenn der Mensch selbst keinen Sinn hat, dann hat nichts Sinn, und auch alles, was wir tun, ist sinnlos. Was allem Sinn verleihen kann, muss dem Menschen vorgängig sein. Die *Natur* ist uns vorgängig und sie umgreift alles“ (ebd.: 58). So gewann die Betrachtung der Natur im Kontext der Sinnfrage an Bedeutung: „Im *Blick* auf das Ganze der Natur bekommt man also auf neue Weise Zugang zur Natur als Ganzer und Göttlicher. Durch Sehen wird möglich, was durch Denken nicht mehr möglich ist. Das bedeutet: Was auf dem Gebiet der Theorie nicht mehr möglich ist, wird jetzt auf dem Gebiet der Ästhetik möglich. Das Ganze der Natur oder das Übernatürliche und Göttliche (in, hinter, über der Natur) kann nicht mehr in der Wissenschaft gedacht werden und dabei empfunden werden. Es wird stattdessen gleichsam unmittelbar empfunden beim Sehen oder richtiger bei einem bestimmten Sehen, dem Sehen dessen, was einem als das *Ganze* der Natur sichtbar ist. Das ist Landschaft“ (ebd.: 57).

Dieser Blick auf das Ganze der Natur als „landschaftlicher Blick“, entstand folglich als „Reaktion auf das neue Denken“, als „Kompen-

sation für einen Verlust“ (ebd.). Er entstand dafür, dass der Mensch die Welt nicht mehr so erklären konnte wie bisher, obgleich ein Bedürfnis nach der Erkenntnis des Sinns in den Dingen aber weiter bestand. Die Möglichkeit des Sehens von Natur als Landschaft erlaubte so „wesentliche Bedürfnisse zu erfüllen, die der Mensch hatte und die über diesen Bruch in der Art des Denkens, den Bruch zwischen der alten kontemplativen Theorie und der neuen, in ihrem Wesen auf technische Naturbeherrschung gerichteten hinweg erhalten blieb, aber im Denken nicht mehr zu befriedigen waren“ (ebd.).

Landschaft als Freiheit von Land und Arbeit

Eine weitere Voraussetzung für die Deutung von Natur als Landschaft war die Distanz des Menschen vom ländlichen, bäuerlichen Leben. Dies bedeutet zum einen die Freiheit davon, Leibeigener eines Herrschers zu sein und zum anderen davon, das Land bearbeiten zu müssen (vgl. ebd.: 60): „Wer in der Natur arbeitet, unterliegt den Zwängen, die sie ausübt. Wenn ein Sturm jemanden die Ernte zu vernichten droht, kann er schwerlich ein ästhetisches Erlebnis für ihn sein“ (ebd.).

Erst aus der Möglichkeit das Stadtleben dem Landleben entgegenzusetzen, ergab sich so die „Freiheit [...] von der Leibeigenschaft und von den Naturzwängen“ (ebd.) und damit erst die Distanz, die es erlaubte, Natur als Landschaft ästhetisch wahrzunehmen: „Die Stadt ist auch der Ort der neuen Wissenschaft und der Entwicklung von Technik. Mittels dieser unterwirft man die Natur und befreit sich so von ihren Zwängen. Das bedeutet, dass es Landschaft nur für die Freien gibt, also die Städter. Landschaft gibt es also nur für die, die nicht in der Landschaft leben. Die Menschen, die hier leben, sind für die, die Landschaft sehen, aber eben darum nicht in ihr (als Bauern) leben können, Bestandteil der Landschaft“ (ebd.).

Während also die Stadt einstmals für den Landbewohner Symbol für

Freiheit war, wurde dies im Zuge der zunehmenden Verstädterung nun gleichsam Landschaft (nur) für den Stadtbewohner. Allerdings mussten die Stadtbewohner dazu nicht nur frei von dem Landleben sein, also frei sein, „von den Zwängen des Arbeitens in der ländlichen Natur“, sondern sie mussten auch „frei sein von *ihrer* Arbeit“ (ebd.: 61). Voraussetzung für eine ästhetische Wahrnehmung der Natur als Landschaft war folglich auch, Zeit aufbringen zu können, für den Müßiggang die Natur aufzusuchen.

In der Konsequenz dieser Beziehung von Land und Stadt, war Landschaft nun nicht mehr ausschließlich Natur in ästhetischer Betrachtung. Sie bestand vielmehr ob der Möglichkeit, Natur derart zu sehen, frei zu sein vom Landleben und die Zeit dazu aufbringen zu können, aus der Stadt hinauszugehen, gleichsam als Symbol für diese Freiheit und wurde so „arbeitsentlastete Natur“ (Piepmeier 1980, zitiert n. Trepl 2012a: 61) Natur.

4.4 Die symbolische Bedeutung der Natur als Landschaft

Die Deutung der Natur als Landschaft resultiert aus einer kulturhistorischen Entwicklung, die die zuvor beschriebene Fähigkeit des „landschaftlichen Blick“ zur Voraussetzung hatte. Diese Entwicklung setzte mit der Loslösung von der *theoria*, als durch die Religion begründetes Erklärungsmodell der Weltordnung, und damit der Aufklärung bzw. dem Aufkommen der (modernen) Naturwissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert ein. In der Folge erhielt hier die Natur als Landschaft symbolische Bedeutung auch unabhängig von einer religiös motivierten Weltanschauung. Der Aufklärung wurde dabei mit der Gegenaufklärung begegnet, d.h. den weltanschaulichen Bewegungen der Romantik und des Konservativismus, mit denen ebenfalls (differente) Bedeutungen der Landschaft verbunden waren.

Beginnend mit der Aufklärung werden im Folgenden die jeweiligen Landschaftsideen dieser weltanschaulichen Bewegungen, die das „Grundgerüst der Ideenwelt der Moderne“ (ebd.: 185) bilden nachgezeichnet.¹⁰ Nachfolgend wird die Landschaftsidee im Nationalsozialismus im Kontext der »Blut-und-Boden-Ideologie« dargestellt. Diese begründet sich auf der des Konservativismus, unterscheidet sich davon aber in grundlegenden Punkten und ist so für die weitere kulturhistorische Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg bzw. der heutigen, gesellschaftlich überwiegenden Vorstellung von idealer und symbolisch bedeutsamer Landschaft wesentlich.

¹⁰Diese weltanschaulichen Bewegungen stellt Trepl (2012a) idealtypisch dar. Dies bedeutet in diesem Zusammenhang, dass zusammenfassend die wesentlichen, charakteristischen Merkmale der jeweiligen Weltanschauungen hervorgehoben werden, um so darzustellen, inwiefern sich diese von einander abgrenzen, in gleicher Weise aber auch beeinflussten.

4.4.1 Die Bedeutung von Landschaft in der Aufklärung

Die „Aufklärungszeit“¹¹ beschreibt den Zeitraum ausgehend von dem 16. Jahrhundert mit der Renaissance und der Reformation und insbesondere dem 18. Jahrhundert (vgl. Trepl 2012a: 66f.). Die Aufklärung war keine homogene Bewegung, sondern wurde von vielen Varianten gekennzeichnet. Prägend und für eine idealtypische Darstellung wesentlich, sind hierbei nach Trepl zwei Hauptströmungen, die der sogenannten „demokratischen“ und der „liberalen“ Aufklärung (vgl. ebd.: 69).

Gemein war beiden Strömungen der Aufklärung grundsätzlich die Ablehnung der bisherigen herrschenden Mächten, d.h. des Adels und des Klerus, deren Macht und gesellschaftlicher Status darauf beruhte, die „bestehende Einrichtung der Gesellschaft durch göttliche Offenbarung oder Tradition zu rechtfertigen“ (ebd.: 67). Die Begründung dieser gesellschaftlichen Ordnung wurde von den Anhängern der Aufklärung nicht mehr akzeptiert. Stattdessen mussten sich gesellschaftliche „Institutionen, Sitten und Gebräuche“ (ebd.) nun *vernünftig* begründen lassen. Vernunft bezeichnete hierbei „die allgemeine, d.h. bei allen Menschen in gleicher Weise vorhandene oder zumindest von allen zu fordernde Vernunft“ (ebd.) und wurde in der Aufklärung als „die Basis für ein Fortschreiten der Menschheit zu im-

¹¹ Für die Betrachtung der Landschaftsidee der Aufklärung grenzt Trepl (2012a: 66) wie folgt ein: „Hier wird nicht die Zeit der Aufklärung behandelt, weil es in dieser Zeit auch Ideen von Landschaft gab, die man keineswegs als aufklärerisch bezeichnen kann, sondern nur die kulturell-politische Strömungen, die man Aufklärung nennt. Allerdings geht es auch nicht einfach um Aufklärung der Sache nach statt um Aufklärung als Epochenbegriff. Denn dann müsste man z.B. auch auf die Aufklärung in der Antike eingehen [...]. Wir befassen uns zwar mit Aufklärung der Sache nach, jedoch nur in der Aufklärungszeit, also mit einem bestimmten individuellen historischen Phänomen“.

mer besseren, [...] das heißt [...] vernünftigeren Verhältnissen" (ebd.: 68) gesehen: „Und weil die Menschheit die bestehenden Verhältnisse mit *einer* Vernunft prüft und ihre Vorstellungen von den anzustrebenden mit *einer* Vernunft entwickelt, lag die Auffassung nahe, die Gesellschaften der Menschen würden sich im Zuge des Fortschritts einander immer mehr annähern" (ebd.). Davon ausgehend leitete sich die „Vorstellung des Fortschritts" ab, dem die Idee zu Grunde lag, dass der *Mensch* diesen voran treibt, „nicht etwa Gott die Welt in seiner Güte zum Besseren führt und wir das nur geschehen lassen müssen" (ebd.). Unter Fortschritt wurde zunächst vor allem der technische Fortschritt verstanden, der mit der Entwicklung der Naturwissenschaft vorangetrieben wurde. „Doch trat bald die Vorstellung des gesellschaftlichen Fortschritts hinzu. Dessen Ziel konnte man im Wesentlichen als Emanzipation von vorgegeben Bindungen bezeichnen: Bindungen an die Natur, Bindung an die Tradition und – durch diese beiden oder durch Offenbarung begründete – Herrschaft. Diese Emanzipation meinte man mit Freiheit" (ebd.: 68f.).

Die Vorstellung von vernunftbegründeter Freiheit war allerdings innerhalb der beiden Hauptströmungen der Aufklärung mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen versehen. Was diese unterschied, war ein differentes Verständnis davon, was das Wesen des Menschen als Individuum ausmacht und in welcher Weise dieses seinen Platz in der Gesellschaft einnimmt. Im Liberalismus wurde davon ausgegangen, dass jeder Mensch „einen natürlichen Trieb zur Selbsterhaltung und Verbesserung seiner eigenen Lage hat. [...] Für den Liberalismus ist die wesentliche Tätigkeit des Menschen Aneignung. Er eignet sich Mittel an, die dem Überleben und dem besseren Leben dienen. Das ist sein natürliches Bestreben. Es ist also faktisch so, und gleichzeitig soll es auch so sein, d.h. das Streben nach Glück ist moralisch geboten. Wer dem Gebot nicht folgt, dies aber durchaus könnte, und deshalb ein elendes Leben führt, handelt verwerflich. Wer ihm nicht folgt, weil er es nicht kann und deshalb ein elendes Leben führt, ist

weniger Gegenstand des Mitgefühls und der Fürsorge als Gegenstand der Verachtung“ (ebd.: 70f.). Dieses Streben sei dem Menschen von Natur aus vorgebenden und daher ein „Naturrecht“ (ebd.: 71), da es dessen Selbsterhaltung diene (vgl. ebd.). Freiheit bedeute daher nun „die Möglichkeit uneingeschränkter Entfaltung des individuellen Strebens nach Glück bzw. nach Nutzen“ (ebd.: 74). Dem Streben des Einzelnen nach der Verbesserung seiner Lebenssituation, der Freiheit, so zu handeln, wurden Grenzen notwendigerweise von Staatswegen gesetzt. Die Aufgabe des Staates habe darin bestanden, die Freiheit des Einzelnen, des „ökonomisch Erfolgreichen“ (ebd.: 76), der nun jeder Mensch sein konnte, zu schützen: „Die Absicht und Ursache, warum die Menschen bei all ihrem natürlichen Hang zur Freiheit und Herrschaft sich dennoch entschließen konnten, sich gewissen Anordnungen, welche die bürgerliche Gesellschaft trifft, zu unterwerfen, lag in dem Verlangen, sich selbst zu erhalten und ein bequemerer Leben zu führen; oder mit anderen Worten, aus dem elenden Zustand eines Krieges aller gegen alle gerettet zu werden“ (Hobbes 1651 (2005): 151, zitiert n. Trepl 2012a: 73).

Die demokratische Aufklärung berief sich zwar ebenfalls auf eine durch die Vernunft begründete Lebensweise und eine darauf aufbauenden gesellschaftlichen Ordnung, dem Begriff der Vernunft lag hierbei aber eine andere Bedeutung zu Grunde: „Während für den Liberalismus das Wesen des Menschen in seiner Natur zu finden ist – sein natürliches Streben nach Selbsterhaltung und Wohlergehen –, sieht die demokratische Aufklärung dieses Wesen in seiner Vernunft. Das Ziel, das dem Menschen gesetzt ist – und das heißt zugleich, das er sich selbst setzt, *wenn er vernünftig ist* –, ist ein vernunftgemäßes Leben und eine vernünftige Gestaltung der Welt“ (Trepl 2012a: 77). Nicht die Natur als Begründung der Vernunft gibt dem Mensch also dessen Handeln vor, sondern der Mensch allein entscheidet, was vernünftig ist. Dies habe nun ein Handeln zur Folge, dass nicht allein auf individuellen Vorteil ausgerichtet sein könne

und dürfe, sondern das sich am Wohle einer Gesellschaft orientieren müsse. Glück und Freiheit liege dann in der „Gleichheit aller Menschen“, einer „*naturgemäßen* Freiheit“¹² (ebd.), die es auch erlaubt „gegen alle Widerstände und Verlockungen, auch gegen den Nutzen, gegen das, was die Neigung rät, das von der Vernunft, d.h. dem allgemeinen Willen Gebotene zu tun. Wer so lebt, lebt tugendhaft“ (ebd.: 80). Während der Staat aus Sicht des Liberalismus dem Bürger also gemäß seines natürlichen Rechts der Selbsterhaltung und des Strebens nach Glück die Freiheit geben soll, sein Leben im Streben nach dem persönlichen Nutzen führen zu können, hat dieser „für die demokratische Aufklärung nicht primär zu gewährleisten, dass jeder so frei wie möglich seinen Neigung nachgehen kann, sondern er hat den allgemeinen Willen durchzusetzen, d.h. vernünftig begründete Werte (wie Gerechtigkeit) durchzusetzen“ (ebd.: 81). Die Differenz in der Bedeutung des Begriffs der Vernunft liegt folglich darin, dass für den Liberalismus das vernünftig ist, „was nützt (direkt oder indirekt dem Einzelnen). Für die demokratische aber ist eine den Nutzen optimierende Willensbestimmung nicht per se vernünftig, sondern es ist immer erst durch die Vernunft zu prüfen, ob sie mit dem allgemeinen Willen vereinbar ist“ (ebd.: 80). So berief man sich gleichermaßen auf ein *Naturrecht* des Menschen, „das aller menschlichen und göttlichen Autorität vorausgeht. [...] Natur wird so in beiden Richtungen (bedingt) mit Vernunft identifiziert: Was von Natur aus ist, ist vernünftig und soll folglich sein, wenn als ver-

¹²Dies entspricht der Forderung des Philosophen und Aufklärers Jean-Jaques Rousseaus (1712–1778) im Kontext seiner Zivilisationskritik nach einer Rückkehr zu einem „Natur- oder Urzustand“ (Trepl 2012a: 78). Damit ist nicht die Rückkehr gemeint, zu einer archaischen, vormodernen Lebensweise (in der der Mensch den Naturzwängen unterlag), sondern vielmehr die Rückkehr zu jenem (idealisierten) gesellschaftlichen Zustand als „alle Menschen frei und gleich“ (ebd.) waren. Dieser Zustand war Ziel der demokratischen Aufklärung, er sollte durch ein vernunftgeleitetes Leben und der daraus resultierenden Gesellschaftsordnung wiedererlangt werden (vgl. ebd.).

nünftig auch durchaus Verschiedenes gilt“ (ebd.: 81). Einig waren sich beide Strömungen jedoch darin, „dass die Natur besiegt und beherrscht werden muss – idealtypisch zur individuellen Nutzungsmaximierung in der liberalen, um das Elend des Volkes zu beheben in der demokratischen Aufklärung. Die Beherrschung der natürlichen Neigung ist geboten, wenn die Vernunft es gebietet – im Liberalismus dann, wenn das Nachgeben gegen diese Neigungen, also der momentane Nutzen einen langfristigen größeren gefährdet, in der demokratischen Aufklärung dann, wenn das Sittengesetz es verbietet, diesen Neigungen zu folgen, weil das dem allgemeinen Willen entgegenstünde“ (ebd.: 82). Der Unterschied in dem, was Natur als Instanz der Vernunft galt, wirkte sich auf die Bedeutung von Natur als Landschaft aus, die in der Verknüpfung der ästhetischen Naturbetrachtung mit einer moralischen, tugendhaften Bedeutung zum Tragen kam. Diese Bedeutung aber konnte nur auf Grundlage der Vorstellung von Vernunft der demokratischen Aufklärung ausgehen (vgl. ebd.): „Der Landschaft wurde in jener Zeit in verschiedenen weltanschaulichen und künstlerischen Richtungen die Hauptaufgabe zugesprochen, den Menschen zu bessern, oder anders formuliert, sie galt als Erziehungsmittel. Das Spazieren in der Landschaft, das Leben in ihr, das Malen von Landschaften, das Beschreiben von Landschaften in Romanen und Gedichten, das künstliche Herstellen von natürlicher Landschaft, d.h. das Anlegen von Landschaftsgärten, diente der Erziehung des Menschen zur Tugend. Tugend war aber nur in der demokratischen, nicht in der liberalen Variante der Aufklärung von Bedeutung“ (ebd.).

Der Landschaftsgarten als Gesellschaftskritik der Aufklärung

Gegenstand der allgemeinen Kritik der Aufklärung war das als unvernünftig erachtete höfische Leben bzw. die Prunksucht der Fürsten (vgl. ebd.: 95). Wesentlicher Bestandteil der Idee der liberalen Aufklärung war zwar das individuelle Streben des Menschen nach Verbesserung seiner Lebenssituation. Dies war mit der Forderung verbunden, dass das zum einen *jedem* Menschen möglich sein müsse und zum anderen nicht in „sinnlose, vernunftwidrige Verschwendung“ (ebd.) ausarten dürfe. Vernunftgeleitetes Streben bedeutete daher im Liberalismus die Forderung nach „zweckmäßige[r] Schlichtheit“ (ebd.). In der Konsequenz wurde der verschwenderischen Lebensweise am Fürstenhof jene auf dem Lande als moralisch einwandfreie entgegengesetzt. Idealisiert wurde allerdings aus jener grundsätzlich dem Fortschritt zugewandten Haltung heraus nicht das traditionell-bäuerliche Leben, sondern allein das Landleben, als ein Leben unter gleichberechtigten, freien Menschen in vernünftiger, zweckmäßiger Weise: „Idealisiert hat man nicht die moralische Überlegenheit des ländlichen über das städtische Leben, Feindbild war nicht die Stadt, sondern der Hof, also allenfalls die Residenzstadt“ (ebd.: 95f.).

Die Kritik der Aufklärung, liberaler und demokratischer gleichermaßen, äußerte sich auch am Barockgarten (s. Kapitel 3.1.2). Hier zeigte sich anhand der Gestaltung und dem gärtnerisch-gestalterischen Umgang mit den Pflanzen der „Unterwerfungswille“ der Fürsten: „Der Unterwerfungswille steht gegen das Streben nach Freiheit. Die Prunksucht steht gegen die Vernunft, denn aus der Perspektive der Bürger ist das, was an den Höfen geschieht, sinnlose, vernunftwidrige Verschwendung. Und die Zügellosigkeit steht gegen die Tugend, die allerdings nur für die demokratische Aufklärung ein Wert ist, unter deren Einfluss dann auch der ‚Garten der Freiheit‘ entstand“ (ebd.: 95). Der „Garten der Freiheit“ bezeichnete den Land-

schaftsgarten, der die Freiheit von der absolutistischen Herrschaft symbolisierte. Dass der Landschaftsgarten Freiheit nur im Sinne der demokratischen Aufklärung zu symbolisieren vermochte, erschließt sich aus der differenten Bedeutung des Freiheitsbegriffs, der beiden Strömungen zu Grunde liegt bzw. des damit verbundenen Gefühls von Freiheit: Im Liberalismus ist das Streben nach Dingen das oberste Ziel für Glück. Dieses Streben ist vernünftig, also ist „das Vernünftige [...] das (für das Glück) Nützliche“ (ebd.: 91f.). Zugleich ist dies ein egoistisches Streben des Einzelnen, das nur mit Sicht auf die Gesellschaft erfolgt, sofern diesem nützt: „Daraus folgt, dass für [...] den Liberalismus das Ziel, der gesellschaftlichen Entwicklung subjektiv ist, von Neigungen der Einzelnen abhängig“ (ebd.: 92). Für die demokratischen Aufklärer stand dieses Streben hingegen nicht als ein durch die Vernunft begründetes: „Man bestimmt dann nämlich nicht mittels seiner Vernunft seinen Willen selber, sondern lässt ihn sich von äußeren Dingen, die einem irgendeine Art von Lust versprechen, aufzwingen“ (ebd.: 91). Im Sinne der liberalen Aufklärung bedeutete Freiheit daher „bei der Verfolgung dieses Ziels nicht behindert zu werden, weder durch äußere Gewalt noch durch innere Hindernisse. Es ist Freiheit im negativen Sinn (Freiheit von etwas)“ (ebd.: 92). In der demokratischen Aufklärung hingegen erhielt Freiheit eine positive Bedeutung: „Sie ist Freiheit zu etwas, zu dem, was die Vernunft gebietet, und in ihr spricht immer der allgemeine Wille. Aus dieser Differenz ergibt sich ein wesentlicher Unterschied hinsichtlich dessen, was Natur – verstanden als ‚freie Natur‘, als Landschaft – in den beiden verschiedenen Richtungen der Aufklärung symbolisieren kann. Im Utilitarismus¹³ kann sie Freiheit im negativen Sinn, und das

¹³ „Den Liberalismus verbindet man im Allgemeinen mit einer utilitaristischen Theorie vom Wesen und Moral [...]. Utilitarismus ist eine Lehre, nach der richtiges Handeln im Streben nach Glück besteht“ (Trepl 2012 a: 70). Dem gegenüber steht die Tugendethik, wonach das Streben des Einzelnen nach Glück zum Wohle der Gemeinschaft zurückgestellt werden muss (vgl. ebd.).

heißt Ungebundenheit symbolisieren. Bei Kant¹⁴ [...] kann die freie Natur die ideale, d.h. die vernünftige, also freie und tugendhafte Gesellschaft symbolisieren. Freiheit hat hier also einen positiven Sinn, bedeutet nicht Ungebundenheit; der Freie bindet sich ja selbst durch die eigene Vernunft. Damit aber kann Landschaft zu Freiheit im positiven Sinn erziehen: Sie kann Ideen und Gefühle anregen, die dem Fortschritt zur freien und vernünftigen Gesellschaft dienlich sind“ (ebd.). Harmonische, „freie“ Natur und damit Landschaft bzw. der Landschaftsgarten als Symbol für Freiheit, konnte folglich nur im Sinne der demokratischen Aufklärung so gedeutet werden (vgl. ebd.: 94). Der Landschaftsgarten als gebaute harmonische, ländliche Natur entstand damit aus einer Gesellschaftskritik heraus, quasi als „vernünftiger“ Gegenentwurf zur „unvernünftig“ geformten Natur des Barockgartens. Dass auch der Landschaftsgarten eigentlich ein künstlich geschaffener ist und gleichermaßen nach gestalterischen Kriterien konzipiert wurde, stand hierbei in keinem Widerspruch¹⁵ zu seiner symbolischen Bedeutung: „Die Idealnatur der demokratischen Aufklärung ist nicht nur frei. Sie ist vor allem eine Natur, die nicht im Widerspruch steht zu dem, was die Vernunft fordert. Die ideale Natur kann darum nicht ein wildes Durcheinander und Gegeneinander sein. Im Landschaftsgarten muss folglich die Natur nicht nur frei sein, sondern auch geordnet. Freiheit kann, wenn die Betrachtung des Gartens die Tugend fördern soll, nicht durch Wildnis [...] symbolisiert werden“ (ebd.: 96). Die Natur des Landschaftsgartens musste daher einem Harmonieideal entsprechen, welches der ländlichen, kultivierten Natur nachempfunden wurde.

Als das gestalterische Vorbild diente hier weniger reale Natur als vielmehr ein kulturelles Motiv aus der Malerei – das Motiv von Arka-

¹⁴Kant, Immanuel (1997): Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.

¹⁵Hier wird sich in erster Linie auf den klassischen Landschaftsgarten bezogen (s. Kapitel 3.1.2).



Abb. 42: Arkadien: Ein freiheitliches Leben in der Natur als Motiv der Landschaftsmalerei und Vorbild der Gartenkunst in der Aufklärung.

dien (vgl. ebd.). Arkadien bezeichnet eine reale Gegend, „eine raue Berggegend auf dem Peloponnes“ (ebd.: 97). Seit der Antike aber idealisierte die Kunst der Malerei diese Gegend dahingehend, dass sie diese von der Realität loslöste und als „Land der Phantasie“ (ebd.) und „Symbol der Utopie, die man zu verwirklichen bestrebt ist“ (ebd.) überhöhte. Arkadien wurde so durch Kunst zu einem Ort zum Wohlfühlen, „ein schattiges Plätzchen unter lichtstehenden Bäumen in grasigen und blumenreichen Weiden, darin sprudelt eine Quelle, plätschert ein Bach usw. Es ist ein Ort der zum Lagern einlädt, und das tun die Menschen auch: Sie führen ein kontemplatives Leben“ (ebd.: 98). Die gemalten Szenen zeigten vor allem Hirten und idealisierten so deren Lebensweise. Dies geschah aus logischen Gründen: „Die Bauern, die im Schweiß ihres Angesichts den Boden bearbeiten und die man sich nur schwer als frei vorstellen kann, eigneten

sich dafür nicht. Arkadien musste in eine frühere Zeit, vor feudale, also die Zeit der Leibeigenschaft, verlegt werden, allerdings nicht in die Zeit der kriegerischen Wilden. Die imaginierte Hirtenzeit bot sich dafür an“ (ebd.: 98f.). Dieses (erfundene) Motiv wurde nun in der Landschaftsmalerei bis in das 18. Jahrhundert ein viel zitiertes, welches die Gartenkunst im Kontext der Aufklärung maßgeblich beeinflusste.

Wildnis als nicht kultivierte Natur in ästhetischer Betrachtung

Idealisiert wurde in der Aufklärung folglich die nicht bedrohliche, sondern die durch den Menschen sanft kultivierte, ländliche Natur. Dieser harmonischen Natur als Kulturlandschaft stand die wilde Natur gegenüber, die bisher ausschließlich als solches wahrgenommen wurde, was der Mensch meidet, weil es gefährlich ist. Erst mit der Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert und dem damit verbundenen Fortschrittsgedanken wurde diese Auffassung negiert und ins Gegenteil verkehrt. Wildnis wurde zur zu bekämpfenden und noch zu kultivierenden Natur. Zugleich aber wurde die wilde Natur nun auch in einer gewandelten Weise betrachtet, so dass etwa die Alpen als *erhabene* Natur gedeutet wurden. (vgl. ebd.: 99f.)

Vor der Neuzeit und dem Mittelalter, in der „archaische[n] Zeit“ (ebd.), d.h. jener Zeit vor dem Auftreten monotheistischer Religionen, wie dem Christentum, war Wildnis „ein Ort des Heiligen“ (ebd.: 100).¹⁶ Entscheidend für die damalige Wahrnehmung von Wildnis war hierbei die „Unterteilung zweier Welten“ (ebd.), die sich als *Welt der Arbeit*, in der dem geregelten Leben nachgegangen wurde und

¹⁶Hierbei bezieht sich Trepl (2012a: 100–103) maßgeblich auf die Ausführungen Georges Batailles (*L'Érotisme*, 1957, deutsche Übersetzung 1963).

als *Welt des Ungezügelterten, Maßlosen und Gewaltsamen* beschreiben lassen. Damit ein geregeltes Leben aufrechtzuerhalten werden konnte, galt es diese „Welten“ zeitlich und räumlich von einander abzugrenzen (vgl. ebd.: 100).

Die zeitliche Grenze bestand in der Differenzierung zwischen der Zeit des gesetzmäßigen, geregelten Lebens sowie der Zeit des Festes (zu Ehren der Götter) und des Krieges: „Dem Maßlosen und Gewaltsamen gibt man sich hin in außerordentlichen Zeiten, vor allem in Zeiten des Krieges und der orgiastischen Feste. Das Wesen der Orgie ist wie das des Krieges eine `ungeheure Entfesselung´“ (ebd.). Dem sonst durch die Arbeit gebundenem Menschen wurde es durch die Entfesselung möglich „in Berührung mit dem Heiligen, d.h. zunächst, mit dem Verbotenen und zugleich Faszinierenden“ (ebd.) zu kommen. Die räumliche Grenze wurde von einer Gemeinschaft (gedanklich) um ihren Lebensraum gegen die Wildnis errichtet. Durch diese Grenzziehung war es möglich, den Ort, an dem die Menschen ihrem alltäglichen Leben nachgingen, als sicher zu deuten. Im Denken war diese „Weltrandzone“ (ebd.: 102) mit mythologischen Geschöpfen, wie Dämonen und Tierwesen, besetzt: „Diese Wildnis lag um jedes Dorf, in der Vorstellung aber vor allem am Rande der Welt. Ihm ist eine `undurchdringliche´ Wildnis aus hohen Gebirgen, Wäldern, Wüsten und Meeren vorgelagert“ (ebd.). Die die „Welt der Arbeit“ umgebende Wildnis war so folglich nicht allein etwas rein Gegenständliches, sondern vor allem eine gedankliche, mit Furcht verbundene, „moralische Gegenwelt“ (ebd.: 101) und eine „Natur des Tabu“ (Bataille 1963: 59, zitiert n. Trepl 2012a: 102). Sie wurde nur in Ausnahmefällen betreten.

Durch diese räumliche Differenzierung erhielt Wildnis zugleich den Status des Heiligen: „Wie Kriege und Feste zeitlich, so gehörte also die Wildnis räumlich zur Welt des vom Tabu geschützten Heiligen. Heilig war alles, was unwiederbringlich anzog und darum, weil es die geordnete Welt der Arbeit zerstört hätte, mit Verboten belegt war und

von dem man sich daher nur mit Furcht und Schrecken locken ließ“ (ebd. 102). Auch wenn die Grenze zwischen der geordneten Welt und der Wildnis durchlässig war, konnte die Übertretung dabei aber nicht gleichsam einer „Exploration fremden Gebiets“ (Koschorke 1990: 15, zitiert n. Trepl 2012a: 102) geschehen. Die Grenze musste vielmehr als solche „moralische“ Barriere weiter bestehen und geachtet werden: „Das Verbot, sich dem Heiligen zu nähern, in die Wildnis einzudringen, *und* seine Übertretung ermöglichten das geregelte profunde Leben“ (Trepl 2012a: 102). Offen war diese räumliche Grenze also nur für jene, die entweder mit dem Heiligen in Kontakt treten konnten, so etwa Schamanen, oder für jene, die betrafft werden sollten (vgl. ebd.).

Diese ambivalente Bedeutung von Wildnis wurde mit dem Aufkommen monotheistischer Religionen aufgelöst (vgl. ebd.: 103). Die Natur als eigenständig Heiliges, das zugleich verehrt und gefürchtet wurde, konnte nicht weiterbestehen: „Der Natur [wurde] ihr Status, selbst etwas Göttliches zu sein, genommen. Dadurch kam es zu einer Art Bereinigung des Heiligen. Vorher waren in diesem das Sinnliche und das Sinnhafte noch ungetrennt. Nun wurde beides strikt geschieden und auf die Bereiche des Körperlichen (Triebhaften) und des Geistigen aufgeteilt. Während das Körperliche, also die Sinnlichkeit mit Verboten belegt wurde, wurde das Geistige, das Sinnhafte aufgewertet“ (ebd.). Natur war folglich nicht mehr als solche (gegenständliche) verehrbar, sondern bestand nun als Schöpfung Gottes (vgl. ebd.). In der Konsequenz war Wildnis als furchteinflößende Gegenwart nun „nicht mehr der Ort des Heiligen in diesem neuen Sinn, sondern nur eines vom alten Heiligen abgespaltenen Teils. Dieser war das Gegenteil des neuen Heiligen, gehörte nun zum Bösen. [...] Die Wildnis war zum Ort der Dämonen, der Drachen, der Hexen geworden. In ihr bleibt das Unheilvolle allein zurück. Man kann durch sie nicht mehr in Verbindung zu Gott treten, wie man in den archaischen Riten in Verbindung zum Göttlichen treten konnte“ (ebd.).



Abb. 43: Wildnis als Sinnkonstrukt der bösen Gegenwelt: „Die Peinigung des heiligen Antonius“ (Darstellung um 1515).

Dass aber Wildnis nur noch als etwas ausnahmslos Schreckliches gedeutet wurde, brachte die zeitgenössischen Religionstheoretiker der Theodizee¹⁷ in die Position, den Widerspruch auflösen zu müssen, wie etwas von Gott Geschaffenes auch abstoßend sein könnte (vgl. ebd.). Demnach, so ein Erklärungsansatz der Theodizee, sei Wildnis dem Menschen „wie alles Böses [...] zur Prüfung und zur Läuterung gegeben“ (ebd.: 104). Nur in ihr und durch die Wildnis könne also der Mensch die Herrlichkeit Gottes und dessen Schöpfung wirklich erkennen und zu würdigen wissen.

Diesem Problem wurde nach Trepl (ebd.: 105–118) in der frühen Neuzeit mit zwei weiteren Erklärungsansätzen begegnet: Der erste begründete sich darauf, dass es nicht Gott zu verantworten hat, dass auf der Welt als schrecklich Empfundenes existiert, sondern der Mensch „die Schöpfung quasi in den Sündenfall hineingezogen“ (ebd.: 104) hat. Der zweite Erklärungsansatz war die Physiotheologie, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von England aus

¹⁷Theodizee: „Rechtfertigung Gottes hinsichtlich des von ihm in der Welt zugelassenen Übels und Bösen, das mit dem Glauben an seine Allmacht, Weisheit und Güte in Einklang zu bringen gesucht wird“ (Bibliographisches Institut GmbH 2013e).

als Theorie entstand und die Voraussetzung dafür bereitstellte, auch eigentlich wilde und bedrohlich wirkende Natur ästhetisch zu deuten. Hiernach sei alles an und in der Natur sinnvoll, der Mensch erkenne es nur nicht, wenn er diese als Wildnis deute und dies zugleich als etwas Schreckliches empfinde (vgl. ebd.). Diese Theorie basierte darauf, die nun aufkommenden modernen Natur-Wissenschaft in die Erklärung der sinnhaften, göttlichen Natur einzubinden: „Die Gedanken Gottes sollten nämlich mittels der neuen Art von Wissenschaft entziffert werden. Die Einsicht in die höhere Ordnung der Welt war früher nur der kontemplativen Vernunft möglich, die sich in das Wesen der Dinge versenkte. Die Vernunft der modernen Naturwissenschaft war lediglich in der Lage, für uns nützliche Gesetze zu finden, von denen man aber nicht wissen konnte, ob sie den Gedanken Gottes entsprechen“ (ebd.: 104f.). Das Erkennen des Göttlichen hinter den Dingen wurde hierbei also durch die Vorstellung möglich, dass die nun wissenschaftlich belegten Gesetze der Natur letztlich als auch solche von Gott erdacht sind und daher mit den Mitteln der modernen Naturwissenschaft aufgezeigt werden kann, dass alles in der Natur sinnvoll, weil gottgeschaffen, geordnet ist (vgl. ebd.: 105). Die harmonische, ländliche Natur war in dieser Vorstellung leicht als sinnvoll zu erkennen. Die wilde Natur aber offenbarte augenscheinlich das Gegenteil. In der wilden Natur galt es daher nun, das Sinnvolle und Geordnete zu erkennen bzw. darzulegen, dass das dortige, scheinbare Chaos, in dem nichts einem übergeordneten Zweck folgt, außer sich zu produzieren, doch zu der an sich sinnvollen Ordnung der Schöpfung Gottes beiträgt (vgl. ebd.: 105f.).

Diese zweckorientierte Umdeutung wilder Natur lässt sich insbesondere anhand des Wandels der Beurteilung der Alpen feststellen: „Bis in ins 18. Jahrhundert waren sie nur schrecklich, und wen nicht die Lebensnot zwang, in ihnen zu leben oder sie zu durchreisen, mied sie. [...] Die Alpen bergen [aber auch] Mineralien, aus ihnen kommt das Wasser der großen Ströme, sie bieten Schutz gegen Winde“

(ebd.: 106). Neben diesen gegenständlichen, materiellen Nutzen, wurde den Alpen folgend aber auch ein moralischer Sinn zugesprochen, wonach die Kargheit der Natur als „ein wirksames Mittel gegen den Sittenverfall, den man dort beobachten kann, wo die Natur ihren Bewohnern alles abverlangt“ (ebd.) angesehen wurde. Der Wandel der Bedeutung von Wildnis bestand also zum einen darin, den materiellen Nutzen zu erkennen, der aus dem an sich Sinnvollen der göttlichen Schöpfung resultierte. Zum andere aber auch darin, entgegen der früheren Deutung als „Natur des Tabus“, die der Abgrenzung und Aufrechterhaltung des geordneten Lebens diene, diese als moralisches Symbol eines vorbildhaften, sittsamen Lebens zu interpretieren.

Aus diesem Kontext heraus kam es schließlich auch zu einer ästhetischen Betrachtung wilder Natur in einer nicht mehr ausschließlich negativen Weise, indem diese als *erhabene* Natur gedeutet wurde (vgl. ebd.): „Um die Erkenntnis der eigenen Winzigkeit in den unendlichen Weiten des Weltalls ertragen zu können, musste man sie mit den Zentralstücken des alten Weltbilds vereinbar machen. Dafür bot es sich an, die Prädikate Gottes mit denen des Raumes zu identifizieren. Während Gott vorher vor allem der alles Umgreifende, Bergende war, ist er jetzt der Unendliche“ (ebd.: 107). Dadurch konnte das Göttliche auch im Unendlichen (optisch und geistig nicht Fassbaren) erkannt werden: „Wenn vorher attraktiv nur das Geordnete, Harmonische war, dann implizierte das, dass nur das Begrenzte attraktiv sein kann, denn nur das kann geformt sein. [...] Das Unendliche – damit das Ungeformte, denn nur Begrenztes kann Form haben – ist nicht mehr schrecklich (‘gähnender Abgrund’). Stattdessen stellt sich ein ambivalentes Gefühl ein. [...] Man hat es angesichts des *Erhabenen*, das den Geist überwältigt und niederdrückt und zugleich erhebt“ (ebd.: 106f.). Es waren dabei (zunächst) die Naturdinge selbst, die *als erhaben* galten. Erhaben waren diese, weil Gott sie schuf, als Werk „des Erhabensten“ (ebd.: 108).



Abb. 44: Das Gefühl der Erhabenheit wurde möglich im Kontext der Aufklärung: Obwohl der Mensch angesichts der wilden Natur seine *physische* Unterlegenheit erkennen muss, offenbart sich sein *Vermögen moralischer Art*.

Das dieser Naturbetrachtung inhärente *Gefühl* rückte im Zuge der Aufklärung, gerade unter Einfluss Immanuel Kants¹⁸ Theorie des Naturerhabenen, in den Vordergrund und verdrängte das (physiotheologische) Wissen um das Göttliche in und hinter den Dingen, durch welche erst das Gefühl der Erhabenheit – und nicht etwa Furcht – ermöglicht wurde (vgl. ebd.: 108f.). Kant ging davon aus, dass die Naturdinge *nicht* selbst erhaben sind und *nicht* deshalb erhaben seien, weil sie Gottes Werk seien: „Das Schöne der Natur betrifft die Form des Gegenstandes, die in der Begrenzung besteht; das Erhabene ist dagegen auch an einem formlosen Gegenstande zu finden, sofern *Unbegrenztheit* an ihm [...] vorgestellt [...] wird“ (Kant 1977: 165, zitiert n. Trepl 2012a: 109). Während das Naturschöne ein Gefühl „positiver Lust“ (ebd.) hervorrufe, bestehe das Gefühl des Erhabenen vielmehr als „negative Lust“ (ebd.). Das, was der

¹⁸Hierbei bezieht sich Trepl auf Immanuel Kant (1977): Werke in zwölf Bänden. Band 10 (§ 23KU). Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.

Mensch etwa bei der Betrachtung eines riesigen Gebirgsmassiv oder eines steilen Abgrundes verspüre, sei nun nicht wie den Dingen der schönen Natur in „sinnlicher Form enthalten [...], sondern trifft nur Ideen der Vernunft“ (Trepl 2012a: 109). Nicht das Betrachtete (als Werk Gottes) sei folglich erhaben, sondern allein jene Ideen, die den Menschen als Vernunftwesen bei der Betrachtung überkämen (vgl. ebd.: 109f.).

Erhabenheit empfinde der Mensch vor allem dann, wenn er sich der Größe und der Macht *der Natur* bewusst wird. Während sich die Macht der Natur dem Menschen in Form von Gewittern, Stürmen oder tobenden Ozeanen verdeutlicht und er sich seiner physischen Schwäche bewusst wird, offenbart sich die Größe der Natur in der Betrachtung des weiten Meeres oder hohen, massiven Gebirgen. In dieser Betrachtung liege dann die „Idee der Unendlichkeit“ (Kant 1977: 178, zitiert n. Trepl 2012a: 110), wonach der Mensch die „Unangemessenheit selbst der größten Bestrebung unserer Einbildungskraft in der Größenschätzung eines Gegenstandes“ (ebd.) erkennen muss. So wurde etwa der Horizont „in der Ästhetik des Naturerhabenen der Repräsentant angeschauter Unendlichkeit“ (Korschorke 1990: 138, zitiert n. Trepl 2012a: 110). Damit der Mensch das Gefühl der Erhabenheit empfinden kann, dürfe er sich jedoch nicht fürchten, da aus realer Furcht keine ästhetische, also mit Wohlgefallen verknüpfte Betrachtung möglich ist (vgl. Kant 1977: 185, zitiert n. Trepl 2012a: 111). So müsse die wilde Natur folglich keine tatsächliche Gefahr für den Betrachtenden darstellen, sondern diesen nur dazu anhalten, „diesen Fall zu denken“ (Trepl 2012a: 111). Dass der Mensch sich trotz der Erkenntnis seiner Unterlegenheit der Natur ihrer Macht einer ästhetischer Betrachtung hingeben kann, liege daran, dass er zwar seine physische Unterlegenheit erkennt, daraus aber zugleich auf seine Stärke der „moralische[n] Selbsterhaltung“ (ebd.: 112), schließen kann. Der Mensch erkenne nach Kant (1977: 187, zitiert n. Trepl 2012a: 112) folglich, obgleich seiner physischen

Unterlegenheit, eine moralische Überlegenheit über die Natur, „wo-
rauf sich eine Selbsterhaltung von ganz anderer Art gründet“. Dieses
„Vermögen *moralischer Art*“ (Trepl 2012a: 111) sei es, welches nicht
von der Natur erschüttert werden könne, sondern allein von dem
Menschen und dessen Handeln abhängig sei. So werde die wilde, er-
habene Natur dem Menschen das, was er hervorgebracht habe oder
wertschätze zwar als „klein“ und unbedeutend erscheinen, aber die
damit verbundene Erkenntnis, dass er von all dem, was ihn an das
irdische Leben bindet, so auch sein Leben und seine Gesundheit,
loslassen könne, wenn die Pflicht es erforderte, erhebt ihn zugleich
über die Natur. Durch diese Möglichkeit Natur im Angesicht dieser
physischen Überlegenheit zu denken, resultiere also nicht Niederge-
schlagenheit, sondern gerade gegenteilig eine Erhöhung der „See-
lenstärke“ (ebd.: 111 / vgl. ebd.: 112f.).¹⁹

Im Zuge der (demokratischen) Aufklärung erhielt so folglich neben
der ländlichen Natur als Kulturlandschaft auch die nicht kultivierte
als Wildnis Bedeutung: „Wenn Landschaft, insofern sie als harmo-
nische Natur etwas anderes ist als die Wildnis, primär ein ästhe-
tischer Gegenstand ist, der sekundär mit moralischen Bedeutungen
aufgeladen werden kann, so ist Wildnis primär ein moralischer Ge-
genstand, Inbegriff moralisch beurteilter Gegenwelt zur Kultur. Aber
sie ist ein Gegenstand, der sekundär auch ästhetische Wirkung ent-
falten kann“ (ebd.: 114).

¹⁹Das „Erhabenheitserlebnis der Aufklärung“ (Trepl 2012a: 113) resultiert
hierbei nicht aus einem Gefühl der Überlegenheit über die Natur und ist
daher nicht zu verwechseln mit jenem Gefühl, etwa eines Bergsteigers, die
Natur durch „übermenschliche“ Leistung bezwungen zu haben: „Er sucht
nicht das Gefühl der Erhabenheit, sondern das Gefühl des Sieges. [...]
Moralisch ist nicht zu rechtfertigen, um dieser Lust willen sein Leben aufs
Spiel zu setzen“ (ebd.: 112f.).

4.4.2 Die Bedeutung von Landschaft in der Romantik

Für die Aufklärung war, wie dargestellt, „die vergangene Welt das finstere Mittelalter, die Welt der Unfreiheit und Unvernunft. Die Herrschaft war nicht legitimiert durch die Beherrschten. Die Menschen wurden in Unmündigkeit gehalten. Die Moral verdiente diesen Namen nicht, denn sie beruhte nicht auf selbstverantwortlicher Entscheidung zum Guten, nicht auf Unterwerfung unter das Gesetz, das sich der Mensch durch seine Vernunft selbst gibt, sondern auf Furcht vor den irdischen und himmlischen oder höllischen Mächten oder umgekehrt in der Hoffnung auf Belohnung. Die Vorstellungen von Natur waren nichts als Aberglaube“ (ebd.: 123). Von dem Standpunkt der Weltanschauung der Romantik ergab sich jedoch für die Zeit und die gesellschaftliche Ordnung des Mittelalters rückblickend ein völlig gegensätzliches Bild: „Für die Romantik war die mittelalterliche die Welt des tiefen Glaubens, der Heiligen und der Ehrfurcht vor dem Heiligen, einer lebendigen, im Volksleben tief verankerten, von innen kommenden Religion. Es war eine Welt, in der das diesseitige Leben von Wissen um das jenseitige bestimmt war und damit eine Welt, in der alles Sinn hatte. Es war auch eine Welt der Geheimnisse und Wunder, der mythisch-magischen Einheit von Natur und Übernatur, und es war eine Welt der Abenteuer, der ritterlichen Freiheit und ritterlichen Kämpfe“ (ebd.).

Bedingung für diese differenten Betrachtung war die vernunftbegründete Weltanschauung der Aufklärung, wodurch die bisherigen religiösen Sinnsysteme entmachtet und der „metaphysische[n] Status des Wunderbaren“ (Koschorke 1990: 106ff., zitiert n. Trepl 2012a: 122) negiert wurde. Das „Wunderbare“, also das Göttlich-Übernatürliche, gab es aus dieser Sicht nicht mehr: „Vom Wunderbaren bleibt nur noch das noch nicht Erklärliche, das Neue. Für die Aufklärer selbst bedeutete das allerdings nicht das Verschwinden aller Geheimnisse.

Es wird immer Neues, noch nicht Erklärbares und in diesem eingeschränkten Sinne Geheimnisvolles geben“ (Trepl 2012a: 123). Der Erkenntnis der Vernunft – und „nicht nur die theoretische Vernunft der neuen Wissenschaft, auch Moral, Religion, Ästhetik werden von der Aufklärung der Vernunft untergeordnet und umgewandelt“ (ebd.: 124) – konnten sich die Anhänger der Romantik nun jedoch nicht einfach entsagen: Die Entmachtung der alten religiösen Sinnsysteme „darf man nun nicht so verstehen, dass sie nur für die aufgeklärten Menschen nicht mehr gelten, an sich aber nach wie vor richtig sind und man nur zum alten Glauben zurückkehren müsste. Dieser ist vielmehr unwiederbringlich verloren. Man kann nicht mehr für wahr halten, was die eigene Vernunft einmal widerlegt hat“ (ebd.). Diese ausschließlich vernunftbegründete Weltanschauung prangerten die Anhänger der Romantik jedoch an: „Ob etwas Sinn hat, hängt nur noch von dem Menschen selbst ab – die Wissenschaft kann keinen Sinn in der Welt erkennen, der Mensch muss ihr einen geben. Wenn er selbst aber keinen Sinn hat, dann ist alles sinnlos“ (ebd.: 124). Für die Romantiker als Anhänger der Gegenbewegung der Aufklärung wurde diese Situation daher als „Entzauberung der Welt“ (ebd.: 122) gedeutet. Dies folgte nach Koschorke (1990: 106ff., zitiert n. Trepl 2012a: 122) der Ansicht, „dass es sich bei dieser fortschreitenden Umwandlung des Unbekannten in Bekanntes um einen Verbrauchsprozess handelt, so dass am Ende das Wunderbare aus der Welt verschwunden sein wird“. In der Konsequenz verblieb die Welt für den Romantiker als „entzaubert und kalt“ (Trepl 2012a: 122) und vor allem auch als *sinnlos*. Diese aber „bestanden darauf, dass es Sinn nur durch Eingebundensein in eine *vorgängige* Ordnung geben kann“ (ebd.). In der Unabhängigkeit des Menschen durch dessen vernunftbegründeten Handeln und Ideen fehlte für die Romantiker die „*Geborgenheit* im Übernatürlichen“ (ebd.: 126). Jene Geborgenheit ergab sich aus der sinnvollen, religiösen Ordnung des Lebens der alten Zeit, in die der Mensch zuvor eingebunden war und damit nicht die

Ungeborgenheit, also die Ungewissheit des menschlichen Daseins, welches die Weltanschauung der Aufklärung mit sich brachte.

Was jedoch angesichts der „Entzauberung der Welt“ durch die Aufklärung möglich war, war deren „Wiederverzauberung“ (ebd.: 123) mit den Mitteln der Kunst: „Die romantische Lösung [...] lag nicht darin, die alte Welt wiederherzustellen [...]. Die Romantik hatte vielmehr ein Bewusstsein davon, dass die Geschichte unumkehrbar ist. Damit erschien ihr das Ziel der Sehnsucht illusorisch, wieder in ein allumfassendes Ganzes von der Art der mittelalterlichen Einheit irdischer und überirdisch-religiöser Ordnung eingebunden zu sein. Ebenso illusorisch schien ihr die Sehnsucht nach jener Einheit von Natürlichem und Übernatürlichem, in welcher der Zauber der mythologischen Welt liegt. [...] Wenn aber eine Rückkehr zur Mythologie und Religion im alten Sinn versperrt war, so war doch der Weg der `Kunst-Religion`, mit ihr der Weg zu einer `neuen Mythologie` möglich“ (ebd.: 126). Somit wendete sich die Romantik „ab von der Idee eines auf Vernunft gegründeten technischen wie moralisch-politischen Fortschritts, der für die Aufklärung im Mittelpunkt stand. [...] Während für die Aufklärung die Kunst vornehmlich eines der Mittel im Dienste des Fortschritts war, wird sie nun selbst das Ziel. Dabei rückt die künstlerisch beseelte Landschaft in den Mittelpunkt. Sie wird übergeordnetes Medium, durch das die Welt aus der Sinnlosigkeit, der Leere gerettet werden soll“ (ebd.: 123).

Indem der Künstler die Natur so malte, wie er sie sah und empfand, vermochte die Fähigkeit der schöpferischen Kraft „mit der Fähigkeit zur Auflösung seiner selbst in der Natur“ (ebd.: 129) zu verbinden und über das Gemalte das „eigene Innere“ (ebd.: 130) auszudrücken. Das, was aus Sicht der Aufklärung nur als objektiv Betrachtetes, seelenloses Ding bestand, wurde aber durch den Künstler der Romantik als individuell Gestaltetes „beseelt“ (vgl. ebd.: 127). „Mit der Erhöhung der Natur durch ihre Beseelung erniedrigt sich [...] der Künstler im Erzeugen des Kunstwerks. Er steht nicht mehr als herrschender

Geist über einem seelenlosen Ding, er ist etwas von gleicher Art geworden wie dieses, er ist Natur wie dieses. Aber es ist jetzt eben nicht mehr *nur* Natur. Ein Naturwesen, das ein Du ist, ist zugleich etwas Übernatürliches, ist selbst ein Subjekt, das auf die Welt und auf uns blickt. Die Natur ist wieder natürlich und übernatürlich in einem. Sie ist wieder verzaubert“ (ebd.: 128f.). In dieser Weise erhob „das Künstlergenie die Natur in die Sphäre des Übernatürlichen, des Geistig-Seelischen, in die Sphäre, der die Schöpferkraft des Genies selbst angehört, die Sphäre des Göttlichen. Das Immanente (Natur) und das Transzendente (Göttliches) verschmelzen“ (ebd.: 129).

Durch die Kunst wurde es folglich den Romantikern möglich, die Sehnsucht an die alte Zeit und einem sinnvoll geordneten Leben zu transportieren. Da der Sinn der romantischen Sehnsucht aber in der Nicht-Erfüllung, d.h. in der Sinnsuche lag, war jene harmonisch-ländliche, der Vernunft entsprechend geformte Ideallandschaft der Aufklärung aus Sicht der Romantik bloß „harmlose, berechenbare und bis zur Reizlosigkeit vertraute Natur“ (Vicenzotti 2010: 161, zitiert n. Trepl 2012a: 131): „Ideale Landschaft wird hier zu einem paradoxen Begriff. Ideal wäre die Erfüllung der Sehnsucht, aber weil dies möglich sein soll und doch unmöglich ist, bleibt als Bestmögliches und in diesem Sinne Ideales die unaufhörliche Sehnsucht“ (Trepl 2012a: 132). Der idealen Landschaft der Romantik entsprach daher solche, die sich der menschlichen Vernunft entzieht, die das Übernatürliche erahnbar werden lässt und wachhält (vgl. ebd.: 134).

Dies war zum einen die „unendliche“, weite Landschaft, die den „sehnsuchtsvoll verklärten Fernblick“ (ebd.) ermöglichte: „Die Natur eignet sich darum gerade dann zur Wiederverzauberung, wenn alle Bestimmtheiten sich auflösen. Damit eignet sich die ferne Natur, denn in der Ferne verschwimmen alle Konturen. Was das analytische Denken zerlegt und sauber voneinander getrennt hat, vereint sich wieder am Horizont in einem Dunst, von dem man nur ahnen kann, was sich darin verbirgt [...]. So kann uns die Einbildungskraft aus



Abb. 45: „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ von C. D. Friedrich (um 1818): Die wilde, weite Landschaft als Projektionsfläche romantischer Sehnsucht.

der Alltagswelt in eine Zauberwelt entführen“ (ebd.: 132).

Der Horizont stellte so nicht nur die Begrenzung des Sichtbaren dar, er wurde aus Sicht der Romantik vielmehr der Beginn der Unendlichkeit, indem das von der Aufklärung negierte aber sehnsüchtig gedachte Übernatürliche weiter seinen Platz haben konnte: „Nach dem `Tode´ Gottes wird das Assoziationsfeld der Ferne zum Speicher der aufgelösten Transzendenz“ (Praxenthaler 1996: 108).

Neben der weiten Landschaft wurde für die Romantik zum anderen gerade auch die Natur als Wildnis, als Ort des Unheimlichen und Schauerlichen, bedeutsam (vgl. Trepl 2012a:

134). Gemäß des Denkmusters der Aufklärung wurde wilde Natur ästhetisch in einer positiven Weise gedeutet, weil deren Betrachtung das Gefühl der Erhabenheit, als Idee des (möglichen) moralischen Handelns hervorrief (vgl. ebd.: 135). Die Romantiker aber erklärten das Gefühl der Erhabenheit nicht aus dem Wissen der moralischen Stärke des Menschen, sondern aus dem Glauben oder vielmehr der Sehnsucht heraus, dass in der Natur auch Übernatürliches gegeben sein kann, was bei der Betrachtung wilder Natur nun in Form einer *schaurigen Ästhetik* zum Ausdruck kommt: „Erscheinungen, die die Sphäre der Vernunft überschreiten und so Gefühle des Schauderns,

des Entsetzens, der eigenen Winzigkeit hervorrufen, offenbaren eine Größe der Natur, die diese als etwas dem Menschen Übergeordnetes erscheinen lässt. [...] Wenn in der Wildnis Gefühle des Schauderns, des Unheimlichen möglich sind, ist man dort in einer nicht-banalen Welt, es gibt dort Heiliges [...]. Von der wilden, bedrohlichen, unheimlichen Natur geht eine Verlockung aus, wie sie die 'Gefildelandschaft' nicht bieten kann, denn es ist eine Verlockung durch die Gefahr – nicht so sehr für Leib und Leben, sondern für unsere Vernunft; deren Herrschaft aber will die Romantik brechen" (ebd.: 134f.). Die durch die Vernunft durchdrungene und rational gestaltete, nützliche Landschaft konnte daher nicht durch die Phantasie (wieder) beseelt werden. Die Überlegenheit der Natur über die Vernunft erkannte der Romantiker folglich in der schaurigen, unheimlichen und die Vorstellungskraft des Menschen übersteigenden Natur. (vgl. ebd.: 135f.)

4.4.3 Die Bedeutung von Landschaft im Konservativismus

Wie die Romantik entstand der Konservativismus als Teil der Gegenbewegung zur Aufklärung (vgl. ebd.: 140f.). Die Natur als Landschaft erhielt auch in dieser Weltanschauung wesentliche – gerade auch für die heutige Landschaftswahrnehmung relevante – Bedeutung (s. Kapitel 4.5).

Die im Konservativismus begründete Vorstellung idealer (Kultur-) Landschaft unterscheidet sich allerdings grundlegend von der mit dem Fortschrittsgedanken der Aufklärung verbundenen Ideallandschaft. Voraussetzung für diese differente Landschaftsidee ist, wie nachfolgend erläutert, das dem Konservativismus inhärente „*Wesen des Bewahrens*“ (ebd.: 166) und die damit verbundene Kritik an der Zivilisation der Modernen, die gerade im Kontext der im 19. Jahrhundert zunehmenden Industrialisierung entscheidende (und damit auch gegenwärtige) Relevanz erhielt: „In der konservativen *Kulturkritik*

selbst war es üblich [...], Kultur und Zivilisation einander gegenüber zu stellen. [...] Die konservative Kritik verstand sich als Verteidigung der wahren Kultur gegen die Zivilisation" (ebd.: 140). In der konservativen Weltanschauung galt die ideale Gesellschaft als „ein organisches, harmonisches Ganzes" (ebd.: 141), in dem jedes Mitglied einen ihm von einer höheren Instanz zugedachten Platz einnimmt und so bestmöglich dem Ganzen dient. Da jedem Menschen sein Platz in der Gesellschaft vorgegeben sei, bedinge dies eine funktionierende Hierarchie und eine vernünftige gesellschaftliche Ordnung. (vgl. ebd.)

Diese Vorstellung von einer idealen Gesellschaft stand entgegen sowohl jener der liberalen Aufklärung als auch jener der demokratischen: Die liberale Aufklärung kannte keine Gesellschaft als harmonisches Einheit in diesem Sinne, „eine Pflicht zum Zusammenwirken im Dienste eines übergeordneten Ganzen würde die Freiheit, die immer Freiheit des Einzelnen ist, einschränken" (ebd.: 142). Die demokratische Aufklärung dagegen sah diesen „Dienst am Ganzen" (ebd.) durchaus vor, allerdings mit dem Unterschied, dass die gesellschaftliche Ordnung bzw. Hierarchie dem Menschen nicht vorgegeben sein kann: „Die ideale Gesellschaft ist dadurch ausgezeichnet, dass der Wille jedes Einzelnen mit dem allgemeinen Willen zusammenstimmt, und eine solche Gesellschaft ist harmonisch. [...] Denn das Ganze ist den Menschen nicht vorgegeben, die ideale Gesellschaft ist vielmehr die von freien Staatsbürgern selbst mittels ihrer Vernunft erdachte und erzeugte Gesellschaft, und keineswegs ist, wie [...] in der konservativen Idealisierung der alten Ständegesellschaft, den Teilen ihr Platz durch das Ganze vorgegeben, d.h. durch Gott, die Tradition oder auch durch ihre eigene Natur" (ebd.).

Dass die Anhänger des konservativen Gesellschaftsideals diese Ordnung dennoch, entgegen der Meinung der Aufklärung, als eine freiheitliche und vernunftbegründete ansehen konnten, lag daran, dass beiden weltanschaulichen Bewegungen jeweils ein differentes

Verständnis von Vernunft und Freiheit zu Grunde lag (vgl. ebd.: 144). So war sowohl für die Romantik als auch den Konservativismus „die Einbindung in eine höhere, dem (einzelnen) Menschen vorgängige Ordnung von entscheidender Bedeutung. Für die Romantik aber gibt es diese Einbindung nur um den Preis des Verzichtes auf Vernunft zugunsten von Gefühl und Phantasie. [...] Für den Konservativismus dagegen ist die Einsicht, dass wir uns in die vorgegebene Ordnung einfügen und einem Höheren unterordnen sollen, gerade das Ergebnis des Vernunftgebrauchs“ (ebd.). Durch den *richtigen* Gebrauch der Vernunft erkenne der Mensch folglich, „wie die Welt am besten eingerichtet wäre – nämlich so, wie sie war, bevor die falsche, die anmaßende Vernunft [wie sie aus konservativer Sicht die Aufklärung interpretierte, A.S.] aufkam“ (ebd.). Einer vernünftigen Hierarchie einer Gesellschaft habe also im Konservativismus (wieder) entgegen der Aufklärung, nicht die „*allgemeine Vernunft*“ (ebd.: 145) als „allgemeiner Wille, welcher der Wille jedes Einzelnen sein soll und kann“ (ebd.: 144) zu Grunde gelegen, sondern vielmehr der Wille durch und in sich begründeten höheren Autorität, die von dem Menschen als Vernunftwesen anzuerkennen ist: „Gott, die Gemeinschaft, die Geschichte oder auch die Natur, verstanden als ein lebendiges Ganzes (oder Geschichte und Natur als den Menschen von Gott vorgegeben). Das sind die Subjekte höherer Art, und als solche sind sie Autoritäten, die dem Einzelnen äußerlich und übergeordnet sind, die er in keiner Weise selbst hervorbringt. Uns so gibt sich auch nicht er selbst die Gesetze, denen er folgen soll, sondern diese Autoritäten legen sie ihm auf“ (ebd.). Der Gleichheitsgedanke der Aufklärung, wonach jeder Mensch in gleicher Weise der Vernunft fähig sei und damit die grundsätzliche Freiheit einhergehe, seine gesellschaftliche Rolle selbst zu bestimmen, wurde in der konservativen Denkweise abgelehnt: „Vernunft entwickelt sich auf Basis dessen, was einem angeboren ist – und das ist individuell verschieden –, in Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt, und damit ist

die Vernunft bei jedem Menschen verschieden. Die einen haben sie in einem höheren Maße als andere, und zwar nicht nur, weil sie mehr gelernt haben, sondern auch anlagenbedingt, so dass durch Lernen wenig auszurichten ist“ (ebd.: 145). Dieses Verständnis von Vernunft betraf dann auch die Gemeinschaft als Ganzes, denn „auch jedes Volk entwickelt im Laufe seiner Geschichte eine charakteristische Vernunft, die im Prinzip nicht besser oder schlechter ist als die der anderen Völker, sondern qualitativ anders. [...] Die Idee der einen Menschheit, die gemeinsame Ziele hat oder doch haben sollte – denn sie sind allgemeingültig – und sich über diese verständigen kann, verliert an Einfluss. An ihre Stelle tritt der Gedanke einer Vielfalt von Völkern oder Kulturen. Diese sind, bedingt durch ihr Wesen, d.h. ihren unveränderlichen Charakterkern und durch ihre besondere Geschichte, nur mit sich selbst (dem, was sie und nur sie sind und sein sollen) vergleichbar. Ihre Vorstellungen vom Wesen der Welt und vor allem ihre moralische Vorstellungen sind unaufhebbar verschieden“ (ebd.: 145f.).

Im Konservativismus ging man folglich nicht von einer grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen und Völker aus, sondern betont – ohne zunächst zu werten – deren Unterschiedlichkeit und begründete darauf eine ideale gesellschaftliche Ordnung. Aus Sicht des Konservativismus war diese in sich vernünftig begründet, was auch durch den Menschen als Vernunftwesen erkennbar sein müsse: „Für die Aufklärer ist er das nicht, denn er beruft sich auf vorrationalen Werte, also Werte, die sich nicht rational begründen lassen (z.B. die göttliche Offenbarung oder die Tradition). Der Konservativismus besteht aber – gegen alle Weltverbesserer, die ‚Traumtänzer‘ – nicht nur auf Vernunft im täglichen praktischen Leben, es gibt für ihn vor allem *vernünftige* Gründe, sich grundsätzlich an diese vorrationalen Werte zu halten“ (ebd.: 146f.).

Für die Anhänger der liberalen Aufklärung hingegen bedeutete Freiheit, gemäß ihrer natürlichen Neigungen so handeln zu können, wie

es jedem Individuum im Streben nach persönlichen Fortschritt und Glück beliebt (im Rahmen gesetzmäßiger Grenzen). Die demokratische Aufklärung hingegen verstand unter Freiheit vielmehr eine moralische Idee, als die Möglichkeit auch gegen das persönliche Interesse zu handeln, wenn die eigene Vernunft es verlangte (vgl. ebd.: 147). „Für den klassischen Konservatismus aber ist nur das Individuum frei, das sich an eine höhere Instanz bindet. Allerdings darf das nicht die allgemeine Vernunft sein. Für den Konservatismus ist diese Instanz [...] ihrerseits etwas Individuelles und uns Äußeres. Frei ist, wer in der Lage ist, das, was die individuelle höhere Instanz verlangt, auch gegen die eigenen Neigungen, gegen die Aussicht auf individuellen Nutzen zu tun“ (ebd.). Frei sei der Mensch gemäß der konservativen Denkweise daher und dann, „wenn er ihr gehorcht, weil diese Instanz ihm doch nichts anderes befiehlt, als sein eigenes wahres Wesen zu entfalten; er verwirklicht sich selbst. Sie befiehlt ihm, nicht Knecht der eigenen egoistischen Neigungen zu sein“ (ebd.).

Dies entspricht zwar in diesem Punkt der Haltung der demokratischen Aufklärung, unterscheidet sich aber wesentlich bezüglich der Rolle des Individuums *in einer Gesellschaft*, d.h. die durch eine höhere Instanz vorgesehene Ordnung, in die sich jeder Mensch einzufügen habe: „Weil die höhere Instanz immer in einem vorgebenden individuellen Ganzen verkörpert ist, insbesondere der Gemeinschaft, in die man hineingeboren wird, ist der Einzelne gegen diese aus Sicht der demokratischen Aufklärung unfrei. Seine vernehmende Vernunft hat seinen Platz und seine Aufgaben in der Gemeinschaft zu erkennen, statt dass er diese mit Hilfe seiner konstruierenden Vernunft so einrichtet, wie der allgemeine Wille es verlangt. Wäre er der ihm vorgegebenen Gemeinschaft gegenüber frei, d.h. könnte er ohne Rücksicht auf sie handeln, würde er aus Sicht des Konservatismus sein eigenes Wesen verfehlen. Denn das wurde ihm ja mitgegeben von dem, was ihm vorgegeben ist. Er würde sein Wesen nicht entfalten

können, also im konservativen Verständnis unfrei sei" (ebd.: 147f.). In diesem konservativen Verständnis von Freiheit liegt nach Trepl (ebd.: 143, 148) nun auch die Erklärung dafür, dass die Romantik, die ja gleichsam als Kritik an der Aufklärung den Zerfall der alten Ordnung bedauerte, dieser Auffassung nicht habe folgen können: So sei für die Romantik die „Anmaßung der Vernunft das Grundübel“ (ebd.: 143) gewesen; „nicht in dieser, sondern in der Phantasie lag die Rettung aus dem Unheil, in das die Aufklärung die Menschheit geführt hatte; gerade die Vergötzung der Vernunft hat ja dahin geführt. Wahre Freiheit bedeutete für die Romantik, unabhängig zu sein von aller einschränkenden Bestimmtheit, sie lag in der Selbstauflösung in die Natur, in der Verschmelzung des Ichs mit der Welt“ (ebd.). Der Konservatismus aber berief sich sehr wohl auf Vernunft, allein wurde darunter etwas anderes verstanden als in der Sicht der Aufklärung. Eine vernunftbegründete und an eine höhere Instanz gebundene Freiheit aber, die über die gesellschaftliche Rolle eines Individuums entschied, konnte folglich nicht im Sinne der Weltanschauung der Romantik sein: „Damit verträgt sich nicht der romantische Vorrang der Phantasie. Am Verschwinden der alten Welt fanden Romantiker und Konservative denn auch, so sehr sich das in der realen Aufklärung vermischte, durchaus Verschiedenes beklagenswert: Für die einen war es primär der Verlust der verzauberten Welt, für die anderen primär der Verlust der Welt der Bindungen in einer sinnvollen höheren Ordnung“ (ebd.: 148).

Dieses dem Konservatismus zu Grunde liegende, an alter hierarchischer Ordnung orientierte Gesellschaftsideal beeinflusste auch die Deutung bzw. Bedeutung der Natur. Natur als Landschaft und später auch als Wildnis, wurde, wie schon in der Aufklärung, im Sinne einer Gesellschaftskritik bedeutsam. Diese aber stützte sich eben nun auf die dem Gesellschaftsideal entsprechende, durch eine höhere Instanz vorgesehene Ordnung, an die sich der vernünftige Mensch und entsprechend eben vernünftige Gesellschaften als „or-

ganisches Ganzes“, d.h. als Völker bzw. Kulturen, hielten. Die Landschaftsidee des Konservativismus beruhte folglich darauf, dass „die Umwelt²⁰ in dem jeweiligen Lebensraum“ die Bewohner in „Körper und Sinn“ (ebd.: 152) präge und so jede Gegend, von jeweils für sie (äußerlich und kulturell) charakteristischen Menschen bewohnt werde. Diese Menschen oder Kulturen wiederum prägten in zweckmäßiger Weise ihren Lebensraum, indem sie sich der Vernunft bedienend diesen so kultivierten, wie es dem Wesen dieser Natur am besten entspricht: „Im Laufe der Geschichte bilden sich auf diese Weise höhere Einheiten, die Mensch und Natur umgreifen. Erst durch Zusammenwirken von Mensch und äußerer Natur [„Umwelt“ im o.g. Sinn, A.S.] entsteht also ein Höheres. Das ist die Kulturlandschaft“ (ebd.). Die Bewohner formen folglich das Land, so wie es gemäß einer höheren Instanz, von Gott und damit in natürlicher Weise, vorgesehen ist; so also, wie es vernünftig ist und so wie es sein soll und bringen es zur höchsten Blüte. Damit diese Kultivierung vernünftig ist, muss sie aber eben auch der gegebenen Natur entsprechend sein. Die rationalisierte, technisierte und nur auf maximalen Ertrag und Gewinn ausgerichtete Landwirtschaft „ist eine Versündigung an der Landschaft. [...] Statt der Natur mit allen nur möglichen Mitteln das Letzte abzugewinnen, habe man sich den Besonderheiten des jeweiligen Lebensraums anzupassen. [...] Gut angepasst zu sein an die Besonderheiten der Natur des Ortes heißt ja nichts anderes, als die eigenen Ansprüche an sie mit ihr in Einklang zu bringen, und damit befreit man sich zugleich von den Zwängen, die sie ausübt.“

²⁰Bei Herder (1965 (1784–1791): *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Bd. 1 und 2. Berlin, Weimar) auf den sich Trepl (2012a: 148–153) hier bezieht, bezeichnet dies das „Klima“, als „nicht einfach ein äußerer Faktor, sondern für jedes Lebewesen (und jedes Volk) ist es das, was dieses aus ihm macht“ (ebd.: 151). Gemeint ist hier also „nicht nur jene Summe physikalischer Faktoren, die wir heute unter diesem Begriff verstehen. Es ist alles, was auf die Entwicklung einer Pflanze, eines Tieres oder des Menschen von außen einwirkt“ (ebd.: 150).

[...] Eine Gemeinschaft, die gut an die Natur angepasst ist, erlangt Freiheit von ihrer Herrschaft. Sie gewinnt vor allem Freiheit auch für das, was jenseits von Nutzung liegt, d.h. für Kultur im engeren Sinne" (ebd.: 154f.). Sich anzupassen an die Gegebenheiten der Natur bedeutet insofern weniger *gegen* diese, als vielmehr *mit* dieser zu arbeiten. Dies bedinge dann auch Freiheit vom Kampf gegen die Natur und zugleich jene (auch zeitliche), sich der eigenen, der gesellschaftlichen Kultur zu widmen, wodurch wiederum die Eigenart der Menschen bzw. der jeweiligen Gesellschaft geprägt wird: „Jene rücksichtslose Unterwerfung der Natur bringt nur scheinbare Freiheit von ihr, die Natur wird sich rächen. Deren Unterwerfung ist aber nicht nur in diesem Sinne längerfristig gesehen unklug, sondern prinzipiell. Denn die Natur ist nicht einfach Mittel zu unserem Nutzen. Sie ist vielmehr, wie alles, was wir vorfinden, in Gestalt des `Klimas´ den Menschen von Gott gegeben, damit sie sich daran bewähren und ihr Wesen entfalten" (ebd.). Die vernünftige Kultivierung der Natur sei dem Menschen somit als „moralische Aufgabe gesetzt" (Siegmond 2010: 321, zitiert n. Trepl 2012a: 155) und (Kultur-)Landschaft besteht als das idealisierte Ziel der sinnvoll-harmonischen Beziehung von Mensch und Natur.

Dies wirkte sich in der weiteren Entwicklung des Konservatismus auf die Idealisierung der Gesellschaftsschicht der Landbevölkerung als *Bauernstand* aus: „Weil der Bauer in und mit der Natur arbeitet, weil er Gottes Wort in der Natur vernimmt, verkörpert er die gute Ordnung" (Gelinsky 2008: 143, zitiert n. Trepl 2012a: 155). Die Idealisierung aber vollzog sich in einer gänzlich anderen Weise, als es in der Aufklärung der Fall war, wo vielmehr auf das Landleben an sich, als ein tugendhaftes, maßvolles, in erster Linie auch jenes Hirtenleben einer vor-archaischen Zeit verwiesen wurde, aber keineswegs auf die Landbevölkerung als sinnvolle gesellschaftliche Ordnung. Schöne Landschaft entstand aus Sicht des Konservatismus hingegen aus einer *traditionell-bäuerlichen*, d.h. einer nicht rational-

industriellen, Nutzung. Die so der Vernunft entsprechend geformte Kulturlandschaft sei dann „das Ergebnis der Vervollkommung der natürlichen Ordnung durch den Menschen“ (Trepl 2012a: 153). Das am Bauernstand Idealisierte war dabei „in erster Linie nicht eine bestimmte Wirtschaftstätigkeit, sondern eine Lebensform. Diese impliziert aber vor allem eine Herrschaftsform, die patriarchalische. Der Patriarch oder ‚Hausvater‘ herrscht über das ‚Haus‘, dem zugleich seine Fürsorge gehört. [...] Diese Herrschaftsform ist *natürlich*. Von Natur aus herrscht der Mann über die Frau, selbstverständlich über die Kinder, aber auch über das Gesinde. Auch wenn die schöne Landschaft Kulturlandschaft ist und nicht unberührte Natur sein kann, so ist sie also doch durch und durch ‚natürlich geprägt‘. Die Arbeit wird zwar von freien, verantwortlichen Menschen ausgeführt; dazu gehören auch die Knechte und Mägde, denn sie sind dies in dieser Ideologie ja freiwillig, sie folgen ihrem Wesen“ (ebd.: 178).

Die Ideallandschaft des Konservativismus war so zugleich immer auch nützlich, konnte es auch nur sein, denn „schöne Landschaft gibt es nicht ohne Arbeit; schöne Landschaft ist vom Menschen harmonisch-vielgestaltig geformte Natur. Es muss aber, anders als für die Denkwelt der Aufklärung ‚konkrete‘ Arbeit sein, nicht die ‚abstrakte‘ Arbeit der industriellen Produktion. Diese nimmt auf die lokal-regionalen Besonderheiten keine Rücksicht“ (ebd.: 176). Ausdruck fand das harmonische Wirken zwischen Natur bzw. Land und Leuten somit in den Kulturlandschaften als „Kultur-Natur-Einheiten“ (ebd.: 156). Einbezogen wurde in der konservativen Landschaftsidee folglich explizit die Landbevölkerung und dies in einem jeweiligen *realen* und *regionalen* Kontext. Erst dadurch, dass „eine Gemeinschaft von Menschen sich an der Natur ihres Lebensraums anpasst und dieser dadurch zu ihrer eigenen Vollkommenheit verhilft – einer Vollkommenheit, die sowohl dem Wesen der Gemeinschaft (Volkscharakter) als auch dem des Lebensraums entspricht“ (ebd.), konnte schöne Landschaft entstehen. Vollkommen war Landschaft dann,



Abb. 46: *Ideale Landschaft*: Regionale Eigenart und sanft kultivierte Natur als Ausdruck einer sinnvoll-vernünftigen *Einheit von Land-und-Leuten*.

wenn diese durch die spezifische Kultivierung vielfältig und dadurch charakteristisch sei, also *Eigenart* aufweist: „Von jedem Menschen, jeder Gemeinschaft ist gefordert, das eigene Wesen zu entfalten. Das bedeutet aber, Vielfalt (an Fähigkeiten) zu entwickeln, und zwar die dem jeweiligen Wesen gemäße Vielfalt – und nicht eine beliebige Vielzahl, sondern genau die, die durch Entfaltung des eigenen, individuellen Wesens entsteht. Das aber tut man, wenn man an und mittels jener Vielfalt an eigenen Fähigkeiten das Potential an Vielfalt, das in dem Lebensraum steckt, zur Entfaltung bringt. [...] Wenn aber das geschieht, dann bilden alle Menschen und alle Gemeinschaften und alle Landschaften *Eigenart* aus. Denn was sich auf diese Weise entwickelt, hat notwendigerweise *Eigenart*. Was sein eigenes Wesen entfaltet, gleicht immer weniger irgend etwas anderem [...] Schön ist also, was in diesem Sinn vollkommen ist, bzw. was die relative Vollkommenheit hat, die einem Geschöpf im Unterschied zum Schöpfer nur möglich ist“ (ebd.: 156f.). In der Konsequenz bestand



Abb. 47: *Individuelle Landschaft*: Einzigartige, *gewachsene* Kulturlandschaft ...

die Vollkommenheit einer Landschaft, in einem jeweiligen regionalen Kontext, je nach den Bewohnern und dem „Klima“, in etwas anderen. Schöne Landschaft wurde in der konservativen Denkweise folglich individualisiert, sie bestand nur als eine „organische Land-und-Leute-Einheit“ (ebd.: 158 / vgl. ebd.). Dies unterscheidet die Landschaftsidee des Konservatismus von den weltanschaulichen Bewegungen der Aufklärung und der Romantik: „Für die Aufklärung gibt es – idealtypisch – *eine* Ideallandschaft. Diese hat allgemeine Eigenschaften. [...] Ein Landschaftsgarten in England musste nicht anders aussehen als einer in Deutschland. Für die Romantiker gab es an jedem Ort unendlich viele Möglichkeiten der Poetisierung und damit der Verzauberung der Natur, die alle gleichermaßen zum letzten Ziel, zur Annäherung an das Göttliche, führen. [...] Es gab also zunächst ein allgemeines Bild von Ideallandschaft, und an dessen Stelle tritt nun die Idee der Landschaft als einer individuell gewachsenen, einzigartigen“ (ebd.: 174f.). Vollkommene, schöne Landschaft wurde dadurch auch an reale Gegend gebunden. So war die Ideallandschaft



Abb. 48: ... als Ausdruck gelungener, regional-spezifischer Kulturtätigkeit. (links: Italien / oben: Philippinen).

des Konservativismus nicht mehr nur gemäß jener der Aufklärung oder Romantik „*Symbol dessen, was werden soll, nicht nur ständiger Verweis darauf und ein Antrieb für die, denen es vor Augen steht*“ (ebd.: 153). Sie war nicht mehr nur etwas vorrangig im Geiste (des Künstlers) Konstruiertes, sondern etwas Reales und zugleich Symbol einer idealen, harmonischen Gesellschaft: „Dass die Landschaft schön ist, dass es sich in dieser Landschaft gut lebt und dass die Menschen in dieser Landschaft sich moralisch richtig verhalten, das hatte für Aufklärung und Romantik nichts miteinander zu tun (sieht man einmal davon ab, dass Schönheit der Bildung moralischer Menschen zuträglich sein kann). [...] Im klassisch-konservativen Denken dagegen fällt die Schönheit der Landschaft mit der Vollkommenheit der realen Gegend zusammen. [...] Die wahrhaft schöne Landschaft sieht nicht nur vollkommen aus, ist nicht nur im Auge des Betrachters harmonisch und symbolisiert die vollkommene Harmonie, sondern sie *ist* vollkommen und sie ist *Ausdruck* gelungener kultureller Entwicklung. Die Landschaft ist etwa Reales, Materielles und als

solches etwas Moralisches“ (ebd.: 158f.).²¹

Wildnis jedoch konnte in der konservativen Weltanschauung nicht schöne Landschaft sein und hatte zunächst auch keine positive Bedeutung. Erst in der späteren Entwicklung des Konservativismus erlangte Wildnis als „Jungbrunnen“ des degenerierten Volks“ (ebd.: 180) an Bedeutung. In diesem Kontext wurde wilde, unkultivierte Natur als ursprünglicher Lebensraum betrachtet, so insbesondere der Wald und dessen Bewohner, wie die „Westerwälder Waldbauern“, als Beispiel des Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehls (1823–1897): „In unseren Walddörfern [...] sind unserem Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze“ (Riehl 1854: 31, zitiert n. Trepl 2012a: 180). In einer ausgewogenen Gesellschaft müssten daher neben den Städtern und den einfachen Bauern, auch die Bevölkerungsschicht der „wilden Bauer“ ihren Platz haben: „Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk, ist ein todes Volk“ (ebd., zitiert n. Trepl 2012a: 181). Nur solche, der Wildnis trotzensen Menschen, solche, die in unwegsamen, kargen Gegenden arbeiteten und lebten, hielten eine ursprüngliche Kraft in sich, die für die „Frische“ eines Volkes unabdingbar sei: „Wann die Mittagssonne der Civilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den culturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines

²¹Die Betonung der Eigenart der Landschaft hatte in der weiteren Entwicklung des Konservativismus für deren Bedeutung wesentliche Folgen (vgl. Trepl 2012a: 166–176): „Landschaft wird zur abgeschlossenen Idylle. [...] Die Eigenart zu betonen, bedeutet, die lokale und regionale *Tradition* zu betonen. Eben weil die Menschen ihre je eigene Tradition befolgten, hat sich Eigenart der Landschaft – des Landes wie der Leute – entwickelt“ (ebd.: 166f.). Dies beeinflusst auch das heutige Denken und Sehen von Landschaft. Beeinflusst wird das ästhetische Urteil, in dem Empfinden, was zu einer Landschaft „passt“ oder nicht, bisweilen, was in einer Landschaft getan werden *darf* oder aber diese „zerstört“.

ungebrochenen naturwüchsigen Volksgeistes wie Walddesduft wieder erfrischend über sie hinwehen" (Riehl 1854: 202, zitiert n. Trepl 2012a: 181).

Wildnis entsprach in dieser Betrachtung damit solche Natur, die grundsätzlich kultivierbar und damit weniger das Lebensfeindliche, sondern vielmehr das potentiell Beherrschbare ist. Positive Bedeutung erlangte diese im Kontext ihrer Bewohnern, „weil sie die Kraft des Ursprungs fordert und erhält“ (Trepl 2012a: 182). Dieser Natur wurde im Konservativismus und der damit verbundenen Zivilisationskritik, die Bedeutung einer moralischen „Gegenwelt“ zugesprochen, indem diese der (Groß-)Stadt bzw. den „überzivilisierten und verweichlichten Großstädtern“ (ebd.: 180f.) gegenübergestellt wurde.

Dieser Vorstellung, nach der Wildnis als Gegenwelt zur Stadt gedeutet wurde, wohnte nun auch eine weitere, gegensätzlich negative Bedeutung inne: Vor dem 19. Jahrhundert waren in der Aufklärung Städte, mit Ausnahme einiger Residenzstädte als Symbol des maßlosen, verschwenderischen Lebens absolutistischer Herrscher, Städte „eher Inbegriff moralischen Lebens, Inbegriff von Bürgerlichkeit und Sittsamkeit“ (ebd.: 182). Dies jedoch verkehrte sich im Kontext der zunehmenden Industrialisierung und der Entstehung der Großstadt ins Gegenteil. Aus konservativer Sicht war Fortschritt jedoch „kein weiterer Schritt auf dem Weg zur Kultivierung [...]. Der maßlose Fortschritt zerstört im Gegenteil Kultur“ (ebd.: 183). Die moderne Großstadt aber bestand aus dieser Sicht als Ort, an dem die Menschen dem maßlosen Fortschritt nacheifern und damit als Ort der „Unkultur“ (vgl. ebd.) und der Überzivilisierung: „Denn Maßlosigkeit bedeutet ja, dass nicht etwa andere Maßstäbe für die Kulturentwicklung gelten, sondern *gar keine*. Und ohne Maßstäbe, ohne Bindung kann es keine Kultur geben. Bedingungslose Entwicklung ist keine Kultur, sondern hemmungslose Triebbefriedigung“ (Vicenzotti 2005: 87, zitiert n. Trepl 2012a: 183).

Eine ambivalente, positive wie negative Deutung von Wildnis konnte

in Bezug auf die Stadt und die Zivilisation nach Trepl (2012a: 182f.) möglich werden, sofern die ursprüngliche, wilde Natur mit *Leben* gleichgesetzt wurde. So sei zum einen „Leben [...] die Harmonie des Organismus, in dem eines ins andere greift“ (ebd.: 182). Zum anderen aber, habe Leben immer auch eine andere, nämlich eine „gleichgültige, verschwenderische, zerstörerische, feindselige, sich unaufhörlich selbst produzierende“ (Praxenthaler 1996: 67) Seite. „Das aber führt dazu, dass Wildnis einen neuen Ort bekommt und dass eine neue Art von Wildnis entsteht – eine Wildnis, die keineswegs als Jungbrunnen taugt, im Gegenteil, sie vor allem ist es, die die ursprüngliche Wildnis als Jungbrunnen notwendig macht. [...] Nicht die Verweichlichung, sondern die Zügellosigkeit, die Verderbnis der Sitten steht nun im Mittelpunkt der Kritik“ (Trepl 2012a: 182). In dieser Betrachtung bestand die Bedeutung von Wildnis dann nicht mehr in positiver Weise als die ursprüngliche Natur, durch die ein „kraftvoll-frisches“ Volk bedingt und erhalten wird, sondern dann als solche Natur, die triebhaft, d.h. maßlos wächst und wuchert oder als solche, die droht alles Leben zu vernichten.

Der wilden Natur wurde zwar mit der fortschreitenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert der reale Schrecken, den diese auf den Menschen ausübte, immer weiter genommen, so dass Eingriffe in die Natur zunehmend als Zerstörung wahrgenommen wurden. Die ehemals starke und übermächtige Natur wurde zu einer beherrschten und schwachen. (vgl. Praxenthaler 1996: 88f.) Schon in der Deutung von Wildnis, als „Jungbrunnen des Volkes“, war unberührte Natur keine schreckliche, gefährliche mehr. Vielmehr war diese als grundsätzlich kultivierbare, schon eingliedert in einen „organischen Zusammenhang“ (Trepl 1998: 9) mit der Landschaft. Aus diesem Kontext heraus aber wurde Wildnis sinnbildlich in Bezug auf die Zivilisation projiziert: „Dieses Verschwinden hat [...] nicht nur das reale Ende der Bedrohung durch die Natur zur Voraussetzung [...], sondern vor allem die konservative, zivilisationskritische Umdeutung



Abb. 49: *Großstadtdschungel* und *Betonwüste*: Die Zivilisation als Sinnbild einer zerstörerischen, verwerflichen Lebensweise des Menschen.

der Landschaft in einem organischen Zusammenhang, in den auch die `unberührte Natur` einbezogen ist. Was Teil eines organischen Ganzen ist, kann füreinander nicht bedrohlich sein. Bedrohlich wird, was aus diesen organischen Bindungen ausbricht und selbstsüchtig-rücksichtslos zu `wuchern` beginnt, also die Zivilisation" (ebd.). In dieser metaphorischen Denkweise aber „kehrt die wilde, gefährliche Natur [...] zurück, und zwar im *Inneren* der Gesellschaft, sie ist nicht mehr wie bisher, außerhalb ihrer Grenzen angesiedelt; sie kehrt zurück als eine [...] Natur, die die gesellschaftliche Ordnung und die Subjekte selbst bedroht, zum einen in Gestalt des außer Kontrolle geratenen, *alles überwuchernden Leben des Dschungels*, der die Angst der Menschen verkörpert, von der Triebnatur verschlungen zu werden; und zum andern als die lebensfeindliche, weil alles *erstarrende Wüste*, die die Furcht ausdrückt, daß alles, was als Dschungel droht, nicht nur in seine Grenzen verwiesen wird, sondern völlig kontrolliert und damit vernichtet wird" (Praxenthaler 1996: 93f.).

4.4.4 Die Bedeutung von Landschaft im Nationalsozialismus

Im Nationalsozialismus des Dritten Reiches erhielt Landschaft in der dort begründeten »Blut- und Boden-Ideologie« wesentliche Bedeutung. Dieser Ideologie zu Grunde lag der „völkische Rassismus“ und die Vorstellung, wonach sich die vermeintliche Überlegenheit einer Rasse aus der biologischen Abstammung ihrer Angehörigen ergibt (vgl. Trepl 2012a: 196). Als höchste Rasse wurde die „nordische Rasse“ gesehen, als eine „Abstammungsgesellschaft [...] und zugleich eine Gruppe mit gleichen erblichen Eigenschaften, eine Gruppe mit gleichem `Blut`.²² Zudem soll eine Rasse zugleich ein Volk sein. Wenn sie es nicht ist, sondern etwa über mehrere Länder zerstreut ist oder sich nicht als ein Volk begreift, muss sie zu einem gemacht werden, denn nur so kann ihre Stärke zur Wirkung kommen“ (ebd.: 197). Ein Volk bezeichnete aus Sicht dieser Ideologie „eine Gemeinschaft von Menschen nicht nur in rassistischer Hinsicht, hier also bezüglich der Abstammung *und* der biologischen Ähnlichkeit, sondern auch in sprachlicher, kultureller und staatlicher“ (ebd.).

Ähnlich der Landschaftsidee des Konservativismus wurde davon ausgegangen, dass ein Volk bzw. eine Rasse, seinen Lebensraum dessen Wesen entsprechend formt. Landschaft war so Ausdruck des „Volkscharakters“: „Entwickelt sich ein Volk in Einklang mit der Natur, dann wirkt die Landschaft harmonisch und schön. Tut sie das nicht, dann müssen dieser Ansicht nach räuberische Völker Einfluß genommen haben, die nicht mit ihrem Boden verwurzelt sind“ (Körner 2001: 36). Als „räuberische“ bzw. „nomadische“ Völker galten aus dieser Sicht jene, die keine *heimatliche* Bindung zu ihrem Lebensraum besäßen,

²²„Blut“ bezeichnet hier, was heute allgemein mit der Veranlagung in den „Genen“, als die „Weitergabe von `Erbanlagen`“ (Trepl 2012a: 193), verstanden wird.

dementsprechend nicht „verwurzelt“ seien, sondern das Land nur ausbeuteten und bloß dessen „Kapital zusammenraffen, anstatt es in schöpferischer Auseinandersetzung mit der Natur zu schaffen“ (ebd.: 33). In der Weise der Landnutzung wurde folglich unterschieden, nach solchen Völkern, die das Land nur einfach *benutzen* und weiterziehen, sobald dessen Ressourcen aufgebraucht sind und solchen, die dieses *kultivieren*, d.h. in sinnvoller Weise, auch unter großen Anstrengungen, den dort vorgefundenen Möglichkeiten entsprechend zur höchsten Blüte bringen (vgl. ebd.: 58). Durch die Kultivierung werde die Natur nun „nicht ausgeraubt, sondern in den Dienst des Menschen gestellt [...]. Dabei wird die Landschaft geschaffen, deren je nach Region spezifische Harmonie als Ausdruck der in die Gemeinschaftlichkeit eingebetteten Individualität der Deutschen betrachtet wird“ (ebd.: 27). Somit spiegele dann auch die Landschaft immer die charakteristischen Eigenschaften des Volkes wider. Sie sei nach Wiepking²³ (1942: 13, zitiert n. Körner 2001: 27) „eine Gestalt, ein Ausdruck und eine Kennzeichnung des in ihr lebenden Volkes. Sie kann das edle Antlitz seines Geistes und seiner Seele ebenso wie auch die Fratze des Ungeists, menschlicher und seelischer Verkommenheit, sein. In allen Fällen ist sie das untrügliche Erkennungszeichen dessen, was ein Volk denkt und fühlt, schafft und handelt. Sie zeigt uns in unerbittlicher Strenge, ob ein Volk aufbauend und Teil der göttlichen Schöpfungskraft ist, oder ob das Volk den zerstörenden Kräften zugerechnet werden muß. So unterscheiden sich die Landschaften der Deutschen in allen ihren Wesensarten von denen der Polen und der Russen, – wie die Völker selbst. Die Morde und Grausamkeiten der ostischen Völker sind messerscharf eingefurcht in die Fratzen ihrer Herkommenlandschaften“.

²³Körner (2001: 20) verweist darauf, dass Heinrich Friedrich Wiepking (1891–1973), Landschaftsarchitekt und, sowohl während der Zeit des Nationalsozialismus als auch in der Folge, Hochschullehrer für Garten- und Landschaftsgestaltung, bis 1945 unter seinem Doppelnamen Wiepking-Jürgensmann auftrat und publizierte.

Desweiteren wurde davon ausgegangen, dass sich die Stärke und die Reinheit des Blutes einer Rasse daraus ergebe, dass bzw. ob diese durch die Kultivierung den Kampf gegen die wilde, raue Natur aufnehme, so dass das deutsche Volk letztlich „seine Stärke aus der in-nigen Verwurzelung mit dem Boden in konkreten Landschaften“ (Körner 2001: 70) ziehe und als „Erbmasse“ an folgende Generationen weitergebe (vgl. ebd.: 70, 111): „Die Minderwertigen, die sich in dem Kampf nicht bewähren, werden ausgemerzt, wenn die Natur hart ist. Die Starken dagegen, die es in der nordischen Rasse schon immer gab und die ihr Wesen ausmachen – sonst hätte sich sie den Kampf mit dieser rauen Natur gar nicht aufgenommen – bleiben übrig und geben ihr Blut weiter. Die Rasse wird dadurch stärker und zugleich reiner, bzw. stärker, weil sie reiner wird, weil allein die Starken übrig bleiben“ (Trepl 2012a: 200). So würden dann in der Konsequenz schwache Rassen in derart ungünstige Lebensräume verdrängt, wo nur noch ein Vegetieren, aber keine Entwicklung echter (Volks-)Kultur möglich sei. In allzu günstigen (etwa südlichen) Lebensräumen hingegen würde eine Rasse verweichlichen. Hier fehlte der stählende Kampf mit der Natur, der die Stärke und Tatkraft einer Rasse bedinge und erhalte (vgl. ebd. / Körner 2001: 37, 41). Die nordische Natur sei nun in ihrer Beschaffenheit genau diejenige, aus der die stärkste Rasse hervorgehe: „Im Lebensraum der Germanen, in den nordischen Wäldern, ist die Natur gerade hart genug, um diejenige Rasse, die von vornherein stark und mutig ist, um den Kampf aufzunehmen und nicht wie die Nomaden feige zu fliehen, zur stärksten, höchststehenden Herrenrasse hochzuzüchten“ (Trepl 2012a: 200f.). Die allen anderen Rassen überlegene Stärke der nordischen Rasse war dabei aus Sicht der NS-Ideologie immer schon gegeben, wovon zeuge, dass sie den Kampf mit der rauen Natur überhaupt aufnehme und nicht nach günstigeren Verhältnissen strebe (obwohl germanische Stämme nach Körner (2001: 65) paradoxerweise bis nach Afrika vordrangen). Diese grundsätzlich vorhandene Stärke, d.h. die

physische Kraft und auch „schöpferische Potenz“ (ebd.: 111), musste auch gegeben sein, sonst hätten konsequenterweise in widrigeren Gegenden lebende Völker gleichermaßen zu noch größerer finden können. So bedingt und erhält die raue Natur letztlich die ohnehin vorhandene Stärke des Ariers zugleich (vgl. Trepl 2012a: 201): „Diese Fähigkeit wird grundsätzlich immer vorhanden sein und muß nur durch bestimmte äußere Bedingungen zur praktischen Auswirkung aufgeweckt werden. Kulturell und schöpferisch begabte Nationen oder besser Rassen tragen die Nützlichkeiten latent in sich, auch wenn im Augenblick ungünstige äußere Umstände eine Verwirklichung dieser Anlagen nicht zulassen. Daher ist es auch ein unglaublicher Unfug, die Germanen der vorchristlichen Zeit als ‚kulturlos‘, als Barbaren hinzustellen. Sie sind es nie gewesen. Nur zwang sie die Herbheit ihrer nordischen Heimat unter Verhältnisse, die eine Entwicklung ihrer schöpferischen Kräfte behinderten. Wären sie, ohne irgendeine antike Welt, in die günstigeren Gefilde des Südens gekommen, und hätten sie in dem Material niederer Völker die ersten technischen Hilfsmittel erhalten, so würde die in ihnen schlummernde kulturbildende Fähigkeit genau so zur leuchtendsten Blüte erwachsen sein, wie dies zum Beispiel bei den Hellenen der Fall war. Allein diese kulturschaffende Urkraft selbst entspringt wieder nicht einzig ihrem nordischen Klima. Der Lappländer, nach dem Süden gebracht, würde so wenig kulturbildend wirken wie etwa der Eskimo. Nein, diese herrliche, schöpferisch gestaltende Fähigkeit ist eben gerade dem Arier verliehen, ob er sie schlummernd noch in sich trägt oder sie dem erwachenden Leben schenkt, je nachdem günstige Umstände dies gestatten oder eine unwirtliche Natur verhindert“ (Hitler 1934: 433).²⁴ Was folglich die arische Rasse an der nordischen Natur zu vollbringen in der Lage sei, könne von anderen Rassen grundsätzlich nicht geleistet werden. Sie seien entweder, wie die südlichen Völker, zu verweichlicht oder es mangle, wie den

²⁴Zitathinweis nach Trepl 2012a: 201f.

ostischen und jüdischen, von vornherein an „kulturbildender“ Fähigkeit, d.h. es fehlten „die Grundlagen, eine höhere Kultur zu entwickeln, so daß sie nicht zu schöpferischen Beherrschern der Natur werden können, sondern in sklavischer Abhängigkeit den Lauen der Natur unterworfen sind“ (Körner 2001: 33).

Die aus Sicht dieser Ideologie richtige Kultivierung der Natur ist demzufolge abhängig von der Reinheit eines Volkes bzw. der Rasse (ebd.: 33f.), welche es zu erhalten bzw. wieder herzustellen gelte. In diesem Kontext wurde so (unter Missachtung der realen Zustände) der „kulturschaffende Bauer“ idealisiert, der „die Natur nicht als reine Ressource versteht, sondern sich `Höherem` verpflichtet sieht, nämlich dem Dienst am Boden, den er pflegt“ und „der die Wildnis kolonisiert und eine menschliche Welt dadurch baut, daß er durch die Bändigung der Kräfte der Natur diese nicht vernichtet, sondern sie auf ein menschliches Maß bringt und im Dienste der menschlichen Zwecke kultiviert. Diese Leistung des *Bauens der menschlichen Welt* im Kampf gegen die Wildnis, aber im Einklang mit den Gesetzen der Natur als primäre, alle anderen Kulturschöpfungen vorausgehende Kulturleistung, unterscheidet im völkisch-rassistischen Weltbild [...] die nordischen Völker von den südlichen, die von ihrer verschwenderischen Natur üppig versorgt werden und damit keinen Kampf gegen sie nötig haben, so daß sie im Zustand naiver `Naturhaftigkeit` verbleiben können“ (ebd.: 40f. / vgl. ebd.).

Sofern dann aber ein Volk von als minderwertig erachteten Völkern unterwandert sei, sei dies in der Konsequenz an der Landschaft, als das Produkt der Kulturtätigkeit einer Rasse, ablesbar. So wurde der zur Zeit des Dritten Reiches reale „Niedergang der deutschen Landschaft“ (ebd.: 33) durch die Industrialisierung und der damit einhergehenden rationalisierten Bewirtschaftung der Natur darauf zurückgeführt, dass „rein wirtschaftlich und egoistisch denkende Rassen“ (ebd.) das deutsche Volk unterwanderten hätten (vgl. ebd.). Diese Unterwanderung der nordischen Rasse stellte aus Sicht der NS-Ide-

ologie eine Gefahr dar, der es zwingend entgegenzuwirken gelte: „Seit zwei Jahrtausenden ist die Unterwanderung durch anspruchslöse Völker zur größten nationalen Gefahr für alle germanischen Völker geworden. In Wahrheit handelt es sich nicht um eine Anspruchslosigkeit, sondern um einen Hunger nach billiger Beute. Seiner Natur nach ist das anspruchslöse Volk zu ewigem Raub bereit“ (Wiepking 1940: 5, zitiert n. Körner 2001: 33). Um den drohenden Untergang des deutschen Volkes bzw. der deutschen Kultur abzuwenden, müsse daher die Reinheit der Rasse (wieder) hergestellt werden: „Nicht der Staat an sich schafft eine bestimmte kulturelle Höhe, sondern er kann nur die Rasse erhalten, welche diese bedingt. Im anderen Falle mag der Staat als solcher jahrhundertlang gleichmäßig weiterbestehen, während in der Folge einer vom ihm nicht verhinderten Rassenvermischung die kulturelle Fähigkeit und das dadurch bedingte allgemeine Lebensbild eines Volkes schon längst tiefgehende Veränderung erlitten haben. Der heutige Staat beispielsweise kann als formaler Mechanismus sehr wohl noch so und so lange Zeit sein Dasein vortäuschen, die rassenmäßige Vergiftung unseres Volkskörpers schafft jedoch einen kulturellen Niedergang, der schon jetzt erschreckend in Erscheinung tritt“ (Hitler 1934: 432).

Damit sich die arische „Herrenrasse“ als höchste aller Rassen ihre Stärke erhalte, folglich nicht verweichliche oder weiterhin von solchen „kulturschädigenden“ Völkern unterwandert werde, muss sie sich gemäß dieser Ideologie (wieder) in den Kampf mit der Natur begeben. Sie muss sich stetig an der Natur realisieren und beweisen, „d.h. sich immer wieder im Kampf mit der Natur bewähren und schöpferisch tätig sein, um nicht, wie die ‚minderwertigen‘ Rassen, in die Gefahr der räuberischen Abhängigkeit von der Natur zu gelangen“ (Körner 2001: 37). Sofern daher die Natur im ursprünglichen Lebensraum zu höchster Blüte gebracht wurde, brauche ein „kulturschaffendes“ Volk neu zu kultivierende: „Es darf sich also nicht so fest *verwurzeln*, daß es träge und dekadent wird, sondern muß weiterziehen.

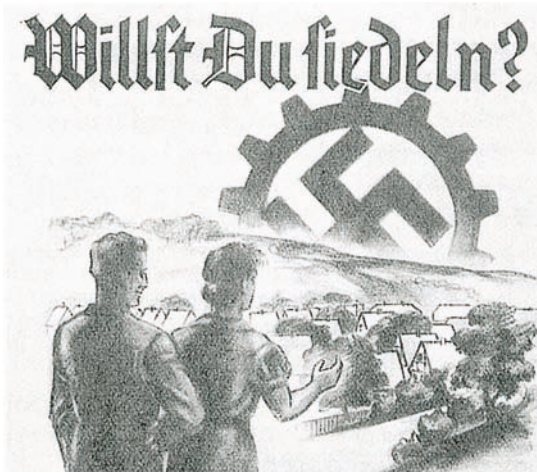


Abb. 50: Das deutsche Volk als *Kolonisten*: Propaganda zur Anwerbung deutscher Siedler für die Ostgebiete.

Daher ist die wahre Heimat des schöpferischen Menschen die Kolonie. Dieses kolonisierende Wandern unterscheidet sich vom 'falschen' räuberischen Wandern der Nomaden dadurch, daß die Kolonisten erst weiterziehen, wenn die natürlichen Möglichkeiten eines Ortes zur höchsten Entwicklungsstufe gebracht worden sind, d.h. die Kolonisten

müssen sich zunächst verwurzeln" (ebd.: 58).

Da die Minderwertigkeit eines Volkes darin begründet wurde, „daß dieses nicht in der Lage sei, den Boden und die Landschaft zu pflanzen und damit das entsprechende Volk als 'unkultiviert' und letztlich unmenschlich charakterisiert" wurde, konnte „seine Unterwerfung bzw. Vernichtung als Dienst an der Menschheit stilisiert werden, weil verwahrlostes Land in Kultur genommen wird“ (ebd.: 59). Dadurch ist die nordische Rasse also nicht nur in der Lage andere Völker zu unterwerfen, sie *muss* dies sogar tun. Sie muss ihren Lebensraum zwangsläufig ausdehnen und unfähigen Rassen, die aus dieser Sicht nicht in der Lage sind, Land in einer sinnvollen Weise zu kultivieren, deren Lebensraum entreißen (vgl. Körner 2001: 37, 111, 170, 424): „Auf der räumlichen Ebene erfolgte die Synthese aus industriellem, weltbezogenem Expansionsinteresse und dem 'Wesen' der Deutschen, das sich auf die Einbindung in die ortsgebundene Eigenart der Landschaft gründet, über das Konzept des *Lebensraums*. Bezeichnete der Lebensraumbegriff ursprünglich im

klassisch geographischen Sinne eine natürliche, gewachsene Einheit von Natur und Kultur [...], so wurde er im Nationalsozialismus nicht mehr auf ein konkretes, begrenztes Gebiet bezogen, sondern als durch Expansion erweiterbar verstanden. [...] Die ideologische Legitimation [...] wurde aus der Idee des deutschen Volkes als Herrenvolk abgeleitet, derzufolge die überlegene kulturelle und biologische Leistungsfähigkeit den Deutschen das Recht vermittelte, fremde Völker zu unterwerfen, da diese nicht in der Lage seien, ihre Landschaft zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entwickeln. Die Deutschen waren berufen und in der Lage, sich die ganze Welt zur Heimat zu machen und entsprechend ihrer Bedürfnisse einzurichten“ (ebd.: 37).

Die Kombination der Stärke der nordischen Rasse und die durch sie hervorgebrachte Technik war damit die logische Konsequenz. Gerade der Einsatz moderner Technik ermöglichte es, die Bindung an den ursprünglichen Lebensraum aufzugeben, da so Landschaft – und zwar *deutsche* Landschaft – herstellbar wurde: „Technik, Industrie und Kapitalbildung als universalistische Prinzipien konnten [...] durchaus akzeptiert werden, sofern sie `schöpferisch` im Dienste der Kultivierung des Landes, d.h. nicht egoistisch und verantwortungslos betrieben wurden. Durch diese Pflege der Landschaft gerade mit modernsten Mitteln wurde auch weiterhin die Eigenart der Deutschen bewahrt und entwickelt“ (ebd.: 37). (vgl. ebd.: 37f.)

Die differente Bedeutung von Landschaft aus Sicht der konservativen Weltanschauung und der nationalsozialistischen Ideologie ergibt sich zum einen aus der Begründung der Verbindung von Land und Bewohnern sowie zum anderen aus der grundsätzlich abweichenden Haltung zum Einsatz von Technik und damit der Herstellbarkeit von Landschaft (vgl. ebd.: 36f.). Der Ideallandschaft entsprach im Konservatismus eine aus der Einheit von Land-und-Leuten heraus „gewachsene“ Landschaft. Im Nationalsozialismus ging man zwar ebenfalls von einer grundlegenden, ideologisch-bedeutsamen Verbindung

der Bewohner zu ihrem Lebensraum aus, jedoch bestanden in der Art dieser Verbindung und dem Resultat, der ihrem „wahren Wesen“ entsprechend kultivierten Landschaft, wesentliche Unterschiede zur Landschaftsidee des Konservativismus. Der Gedanke der Ideallandschaft als Einheit von Land-und-Leuten wurde zwar dem Konservativismus entnommen, aber im Sinne der NS-Ideologie umgedeutet. Er musste auch umgedeutet werden, denn das, was dem im Konservativismus formulierten Landschaftsideal entsprach, konnte nicht im Sinne der auf Expansion ausgerichteten rassistischen Ideologie sein. (vgl. ebd.: 263 / Trepl 2012a: 191f.)

So waren „die `Leute´ in den Land-und-Leute-Einheiten der konservativen Zivilisationskritik [...] im Wesentlichen kulturelle Einheiten, keine biologischen. Was die Menschen verband, war die Sprache, waren Sitten und Gebräuche, war die gemeinsame Geschichte und war (meist bzw. idealerweise) auch der Staat. Ein Volk war keine biologische Abstammungsgemeinschaft und auch keine Gruppe mit ähnlichen erblichen Merkmalen“ (Trepl 2012a: 198). Landschaft im Nationalsozialismus aber war untrennbar mit der *völkischen* Rasse verbunden: Die Anpassung der Natur war der Kampf *gegen* sie, in dem sich eine Rasse zu beweisen hatte. Als Resultat verblieb nur die starke Rasse, also die nordische als stärkste aller Rassen. Die niederen, schwachen Rassen hingegen wurden unterworfen oder vertrieben. Im Kampf mit der rauen, wilden Natur, d.h. durch die Kultivierung, erlangte die ohnehin stärkste Rasse noch größere Stärke und erhielt diese auch gegen die drohende Verweichlichung: „Es ist ein Kampf, in dem es um Sieg oder Niederlage, Herrschen oder Beherrschtwerden, Überleben oder Untergang geht“ (ebd.: 202). Diesen *Kampf der Leute* aber gab es in der konservativen Idee der Landschaft nicht: „Im Konservativismus sind, idealtypisch zugespitzt, die Völker alle verschieden, aber gleichwertig, und jedes hat die Aufgabe, sich und seinen Lebensraum zu der dem jeweiligen Wesen von Mensch und Natur angemessenen Vollkommenheit zu entwickeln,

und nur das ist der gemeinsame Maßstab, dass jedes seinem eigenen folgt. Dagegen gibt es für die Rassen der NS-Ideologie einen Maßstab: die Überlegenheit im Überlebenskampf gegeneinander. Die Völker sind für den Konservativismus verschieden, die Rassen für den Nationalsozialismus aber verschieden viel wert“ (ebd.: 202f.). Ein weiterer Unterschied in der Bedeutung von Landschaft besteht in der jeweiligen Auffassung, wie die Anpassung der Natur zu geschehen habe: Moderne Technik galt aus konservativ-zivilisationskritischer Sicht „als eine Errungenschaft der modernen Gesellschaft, sie verkörpert den verderblichen Geist der Aufklärung und muss deshalb bekämpft werden. Vorbild ist die handwerkliche und bäuerliche Tätigkeit und damit auch, wenn man es überhaupt so nennen kann, deren Technik, nicht die industrielle“ (ebd.: 204). Der Einsatz moderner, industrieller Technik bedeutete aus streng konservativer Sicht folglich die Zerstörung der Landschaft, die Zerteilung der organischen, gewachsenen und daher sinnvollen Einheit von Land-und-Leuten. Für den Nationalsozialismus aber nahm Technik eine gegenteilige Bedeutung ein: Technik war hier das Mittel, dem man sich bedienen *musste*. Über Technik zu verfügen, war Ausdruck rassischer Überlegenheit, die sich eben nicht nur aus der physischen Stärke und der Tatkraft, sondern gerade auch aus der schöpferischen, kulturschaffenden Fähigkeit ergab. Somit konnte beispielsweise eine Autobahn, „die ja die Technik der höchststehenden Rasse ist, [...] gar nicht die von eben dieser Rasse hervorgebrachte höchststehende Landschaft, die deutsche, zerstören, denn beide entspringen demselben Wesen. Die Reichsautobahnen sind eine Verbesserung der Natur und eine Verschönerung der deutschen Landschaft“ (ebd.). Es galt vielmehr, „die heimatliche Landschaft als Ausdruck bisheriger Landeskultur“ zu bewahren, zugleich aber immer auch weiterzuentwickeln, „indem etwa die neuen technischen Bauwerke wie Autobahnen integriert werden“ (Körner 2001: 264). Wesentlich war hierbei die Art und Weise, wie die Integration von Technik in die Landschaft geschah.



Abb. 51: Technik als Ausdruck rassistischer Überlegenheit: Sanft in die Landschaft eingepasste Reichsautobahn 1937 in Bayern.

Dies musste so geschehen, dass das Landschaftsbild gewahrt wird. Demzufolge wurden etwa Straßen und Autobahnen in ihrer Linienführung an die Landschaft angepasst und dabei jedoch nicht (wie heute Usus) durch Anpflanzungen kaschiert, sondern gar „stellenweise [...] mit Absicht durch landschaftlich wertvolle Gebiete wie Moore oder Wälder geführt, oder die Trasse München-Salzburg um 20 km verlängert, um den Autofahrern den grandiosen Blick ins Voralpenland zu erschließen“ (ebd.: 54). (vgl. ebd.: 52f., 54, 264f. / Trepl 2012a: 204) Erst der Rassismus ermöglichte demnach die „Verbindung von Heimatkult und Techniqueuphorie [...] und er ermöglichte auch die Verbindung mit einem territorialen Expansionismus, wie er der konservativen Landschaftsvorstellung unmöglich war. Denn für diese war wesentlich, dass ein bestimmtes Volk mit einem bestimmten Land eine Einheit bildet. Das implizierte, dass es nicht erlaubt sein kann-

te, seine Heimat zu verlassen, gar andere aus ihrer Heimat zu vertreiben. Denn jedes Volk hat ein Recht auf sein Land; Volk und Landschaft waren ja gewissermaßen gemeinsam gewachsen, und zwar dadurch, dass das Volk seinem Auftrag nachkam, das Land zu kultivieren. Dieser Auftrag war göttlich, verlieh also ein unbedingtes Recht" (Trepl 2012a: 192). Was also dem konservativen Gedanken der Einheit von Land-und-Leuten zu Grunde lag (und liegt), ist eine *Vielzahl* an möglichen Ideallandschaften. Deren Eigenart konnte ausschließlich aus einer jeweiligen spezifischen Einheit von Natur und deren Nutzern bzw. Bewohner resultieren, so dass daher bei dieser Vorstellung *deutsche Landschaft* nicht als wert- bzw. sinnvoller als andere erachtet wurde. Was aber im Sinne der rassistischen Blut-und-Boden-Ideologie der Ideallandschaft entsprach, war keine *Vielzahl* derer, sondern eine *Einzahl*. Es war ausschließlich die deutsche Landschaft, als Produkt der kultivierenden Tätigkeit einer höchsten Rasse, von der davon ausgegangen wurde, dass sie in der Lage sei, andere Völker zu unterwerfen, auch aus deren Land „neue Heimat“ zu erschaffen und dies letztlich auch tun müsse, um das „Blut“ der Rasse rein zu halten und diese vor dem Untergang zu bewahren. (vgl. ebd.: 207 / Körner 2001: 111)

Die Herstellung solcher Landschaft war im Nationalsozialismus Aufgabe der »Landespflege«. Als Instrument staatlicher Planung war es deren Ziel, „Natur mit Technik und Industrie sowie Tradition mit Fortschritt theoretisch zu verbinden. [...] Dabei ging es ihr um die höchstmögliche Steigerung der natürlichen Möglichkeiten, die in Deutschland und seinen künftigen Kolonien vorlagen. Dadurch sollte Deutschland die Stärke gewinnen, sich im internationalen Konkurrenzkampf zwischen den Nationen auf dem Weltmarkt durchzusetzen. Diese Stärke sollte nicht nur ökonomischer Art sein, sondern Ausdruck einer tieferen, sittlichen, auf rassistischer Reinheit ruhenden Kraft sein. Für eine derartige Stärke galt die enge Verwurzelung der

Deutschen mit ihrem Lebensraum und ihrer Liebe zur Landschaft als grundlegend" (Körner 2001: 422). Dazu galt es, „die Gestalt der Landschaft, aber auch die Kontinuität des traditionellen Landschaftsbilds zu bewahren. Dadurch sollte trotz aller Modernität und Zweckmäßigkeit die Vertrautheit und Heimatlichkeit der Landschaft erhalten werden. Eine Landschaft, die diese Kriterien erfüllte, wurde als schön und harmonisch angesehen, wenn sie alle das Landschaftsbild beeinflussenden Komponenten authentisch zum Ausdruck brachte und in der Weise zu einem `Ganzen´ vereinte, daß technischer Fortschritt, ökonomischer Nutzen und traditionelle Wurzeln sich nicht widersprachen. Das Vermögen, das zu leisten, galt als `deutsch´" (ebd.).

Um deutsche Landschaft herzustellen, d.h. „Landschaft als `artgerechten´ deutschen Lebensraum planerisch zu gestalten" (ebd.: 56), typisierte die Landespflege die Gestaltungselemente, die unabhängig von den regionalen Eigenschaften besiedelten Landes, „grundsätzlich, d.h. selbst in fremden Klimazonen, zeigen würden, wo Deutsche gesiedelt und das Land kultiviert hätten" (ebd.: 59). Faktisch wurde so „die an jedem konkreten Ort unterschiedliche Eigenart des landschaftlichen Ausdrucks, die für die schöne Landschaft ursprünglich kennzeichnend war, [...] auf wenige Stereotypen" (ebd.: 60) reduziert. Eine überragende Rolle spielte dabei nach Körner (ebd.: 59) zum einen insbesondere der freistehende Einzelbaum: „Ob in Holstein oder Bayern, im Maintal oder in Böhmen: überall ist das deutsche Dorf, der deutsche Hof in Grün eingebettet, neben dem Bauwerk steht der Baum. Diese Eigenart hat der Deutsche überall dorthin mitgenommen, wohin er gewandert ist, und in den Steppen des Ostens wie im tropischen Südamerika ist das deutsche Dorf an seinem Baumbestand zu erkennen" (Mäding 1942: 62, zitiert n. Körner 2001: 59). Zum anderen wurden auch aus der Struktur ländlicher Siedlungen Gestaltungskriterien abgeleitet: „Die ländliche, bäuerliche Siedlung schien aufgrund ihrer Unberührtheit von den negativen

Auswirkungen der Urbanisierung (z.B. der Rassenmischung) Ausdruck eines `reineren`, naturverbundeneren Lebens zu sein, so daß in der Verknüpfung von Rasse (Blut) und Boden ein Maßstab für eine angemessenere menschliche Lebensweise gegeben schien" (Körner 2001: 60). Insbesondere bei der „Eindeutschung“ erobelter osteuropäischer Gebiete sollten diese Gestaltungskriterien Verwendung finden. Neben der aus ökonomisch-industriellen Interessen angestrebte Besetzung, „sollte Raum gewonnen werden, der die `Neubildung` des `deutschen` Bauerntums, das durch die Industrialisierung verschwunden war, ermöglichen sollte" (ebd.: 61). Die Umgestaltung dieser Gegenden war notwendig, „um zu gewährleisten, daß sich deutsches Blut auch in der Fremde wohlfühlen konnte" (ebd.: 60f.).

4.5 Die Bedeutung von Landschaft in der Gegenwart

Wie in Kapitel 4.4 dargestellt, wurde es erst im Zuge der Aufklärung möglich, Natur als Landschaft zu sehen. Die grundlegenden Voraussetzungen für die Fähigkeit des „landschaftlichen Blicks“, als Betrachtung der Natur einer ästhetischen Weise, war zum einen die Loslösung von dem Denkmuster der *theoria* und zum anderen die Freiheit des (Stadt-)Menschen von einem Leben in direkter Abhängigkeit von der Natur: *„Wir können uns so subjektiv-ästhetisch Ausschnitte der Welt als Ganzheit gegenwärtig halten, nachdem die seit der Antike gültige metaphysische Vorstellung von der Welt als göttliches Werk ihre Geltung verloren hat. Dabei setzt paradoxerweise das Sehen der landschaftlichen Einheit gerade die Versachlichung, Individualisierung und Distanzierung voraus, die es ästhetisch aufhebt [...] Nur, weil wir uns als freie, selbstbestimmte bürgerliche Individuen begreifen und nicht mehr als Menschen, die einen vorgegebenen Platz in der göttlichen Ordnung haben, können wir Ausschnitte der Erdoberfläche als individuelle Ganzheiten betrachten“* (Kirchhoff 2012).

Als Reaktion auf die sachliche Betrachtung der Natur durch die (Natur-)Wissenschaft wurde diese jedoch auch, nun in einem nicht mehr göttlichen Zusammenhang, (wieder) mit Sinn versehen:

„Seit Beginn der Aufklärung prägen Utopien das Denken unserer Gesellschaft. Die großen Hoffnungen richten sich tendenziell nicht mehr auf ein Jenseits nach dem Tod, sondern auf eine bessere oder gar ideale irdische Welt. Waren dies für die Aufklärung politisch-gesellschaftliche Utopien, so hatte die Romantik eine ästhetische Utopie. Der Konservatismus aber hatte erneut eine politisch-gesellschaftliche“ (Trepl 2012a: 141).

Dies äußerte sich in der ästhetisch-symbolischen Betrachtung von

(kultivierter und nicht-kultivierter) Landschaft, indem der Mensch in ihr Zweckmäßigkeit und Sinn erkennt. Insbesondere Kulturlandschaft wurde mit der Aufklärung und nachfolgend (in differenter Weise) im Konservativismus idealisiert und zum Symbol einer „idealen irdischen Welt“, die sich auf einer *natürlichen*, d.h. vernünftig-sinnvollen, Ordnung, welche dem Menschen ein freiheitliches Leben garantiert, begründet. Während in der (demokratischen) Aufklärung Landschaft so als Symbol einer freien, gleichberechtigten Gesellschaft, basierend auf einer vernünftigen, tugendhaften Lebensweise, bestand, die dem verschwenderischen höfischen Leben entgegengestellt wurde, wurde diese im Zuge der gegenaufklärerischen, zivilisationskritischen Sicht des Konservativismus zur Gegenwelt der Zivilisation. Schöne, harmonische Kulturlandschaft verkörperte eine gelungene kulturelle Entwicklung durch das sinnvoll-vernünftige Zusammenwirken von Mensch und Natur und zugleich die Freiheit des Menschen. Diese Freiheit bestand darin, frei zu sein von den Zwängen eines auf Fortschritt ausgerichteten Handelns und dem egoistischen, maßlosen Streben der Gesellschaft der Stadt, durch das Eingebundensein in ein Leben in einer vernünftig-sinnvollen gesellschaftlichen Ordnung und in der Harmonie mit der Natur. Auch Wildnis wurde im Kontext der zivilisationskritischen konservativen Denkweise Teil der symbolischen Deutung von Natur. Aus aufklärerischer (fortschritts- und zivilisationsfreundlicher) Sicht stellte Wildnis in erster Linie *noch zu kultivierende* Natur dar. In einer ästhetisch-symbolischen Betrachtung konnte dies die *erhabene* Natur sein, die Ideen des moralisch richtigen Handelns hervorruft. In der konservativen Weltanschauung hingegen bestand Wildnis insgesamt als (moralische) Gegenwelt zur Zivilisation. Voraussetzung hierfür war der Verlust der realen Bedrohlichkeit der Natur, d.h. der Rückgang „echter“ Wildnis, und die Entstehung der (Groß-)Stadt, als das Resultat fortschreitender Technisierung und Zivilisierung, wodurch paradoxerweise diese Bedeutung erst möglich wurde. Die Bedeutung der Stadt wandelte sich (abhängig von dem Weltbild des Betrachters) in vergleichbarer Weise.

Von dem einst mit positiver Bedeutung Besetzten, als Ort der Freiheit vom Land und dem Leben in Abhängigkeit von der Natur, veränderte sich die Bedeutung hin zum Gegenteiligen, als Ort der „Unkultur“ und des moralisch Verwerflichen: So erhielt Stadt aus konservativer Sicht die Bedeutung einer „neuen“, erneut bedrohlichen Wildnis, indem sie entweder als „Betonwüste“ oder als „Großstadtdschungel“ gedeutet wurde. Die romantische Weltanschauung hingegen bestand in einer ästhetischen, sehnsuchtsvollen Betrachtung der Natur. Ihr lag die „Beseelung der Dinge durch den künstlerischen Blick auf sie und schließlich die Beseelung des Universums als Ganzes“ (Trepl 2012b: 25) zu Grunde. Was der Romantiker so durch einen künstlerischen Blick auf die vor allem wilde Natur zu finden versuchte, war die Ahnung und Annäherung an das Göttliche, das Transzendente und die Sehnsucht nach dem Eingebundensein in die sinnvolle Ordnung der alten Zeit (vor der Aufklärung). Auf kultivierte Natur jedoch konnte diese Sehnsucht nicht projiziert werden, stellte sie doch das Irdische, durch den Menschen Geformte dar, dem es (gedanklich) zu entfliehen galt.

Ausgehend von der kulturgeschichtlichen Betrachtung und den hier wiedergegebenen weltanschaulichen Bewegungen, war Natur als Landschaft folglich immer Träger symbolischer Bedeutungen. Diese ergaben sich, unter differenter Auslegung der Begriffe Vernunft und Freiheit, als Forderung nach einer idealen Gesellschaft, basierend auf einer *natürlichen*, d.h. *vernünftigen Ordnung*. Der heutigen gesellschaftlichen Vorstellung von idealer, also schöner und harmonischer Landschaft liegt nach Kirchhoff (2012), Körner (2001) und Trepl (2012a) mehrheitlich die konservative Idee zu Grunde. Dies hatte zwei Bedingungen zur Voraussetzung: Zum einen wurde (ländliche) Natur in der konservativen Denkweise zu etwas Schützenswertem und die (Groß-)Stadt und Zivilisation in negativer Weise kritisch wahrgenommen. Zum anderen erhielt Landschaft, durch die

im Nationalsozialismus begründete Blut-und-Boden-Ideologie, auch im Kontext einer rassistischen Weltanschauung Bedeutung. Von dieser Ideologie versuchte man sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zu distanzieren. Gerade dieser Umbruch hatte wesentlichen Einfluss auf die heutige gesellschaftlich inhärente Vorstellung von Landschaft und die Verwendung des Landschaftsbegriffs (s. Kapitel 4.3.1), stellt aber im Grunde eine (nun auch unter wissenschaftlichen Aspekten argumentierte) Rückkehr zu dem im Konservativismus begründeten Landschaftsideal dar.

4.5.1 Die Ökologisierung des Landschaftsbegriffs und die Rückkehr zum Landschaftsideal des Konservativismus

In Westdeutschland wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weiterhin an der Landespflege als Instrument staatlicher Planung festgehalten, aus der in den 1970er Jahren die Landschaftsplanung hervorging. Der (der Landespflege im Dritten Reich noch inhärente) gestalterische Ansatz hingegen wurde in der Landschaftsarchitektur weitergeführt.

Der Belastung der rassistisch motivierten Bedeutung von Landschaft in der NS-Ideologie versuchte man durch eine „Verwissenschaftlichung“ der Fachdisziplin zu entkommen: „Das Hauptergebnis war ein großer Schritt in der sogenannten Ökologisierung. Es setzte sich, heißt das, die Meinung durch, Landschaft sei ein mit den Mitteln der Naturwissenschaft der Ökologie zu beschreibender Gegenstand, und er sollte auch vor allem mit diesen Mitteln beschrieben werden“ (Trepl 2012a: 215). Natur (und damit auch Landschaft) wurde nun „als Naturhaushalt oder als ganzheitliches Ensemble von Ökosystemen und damit als materielle Ressource menschlicher Nutzungen“ (Körner/Eisel 2003: 18) betrachtet. Landschaft konnte so als ideologisch befreiter, wertneutraler (natur-)wissenschaftlicher Begriff aufgefasst

und Gegenstand einer „durch die Ökologie verwissenschaftlichte[n] *Planung* [werden]. [...] Von der Ökologie erhoffte man sich universionelle, gesetzesförmige Aussagen über die Tragfähigkeit des Naturhaushaltes und die Funktionsfähigkeit der Ökosysteme als Basis einer naturgerechten Wirtschaftsweise“ (Körner/Eisel 2003: 18).

(vgl. ebd.: 12, 18 / Trepl 2012a: 215f., 217f.)

Durch die Verwissenschaftlichung der Landespflege wurden allerdings „Fachinhalte verdrängt, welche sich gerade auf die *symbolisch-kulturelle heimatische Bedeutung der Landschaft* bezogen, die für das Erleben schöner Landschaften maßgeblich sind. Diese Bedeutung der Landschaft stand für die gestaltende Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur, bei der in der Anpassung an die Natur diese nach menschlichen Zwecken geformt wurde. Landschaft versinnbildlichte durch ihre harmonische Gestalt eine gelungene geschichtliche Entwicklung. Diese Verdrängung der kulturellen Bedeutung von Landschaft geschah deshalb, weil die hierzu erforderliche ‚Einfühlung‘ in diese zur Aufspürung des Allgemeinen (die gelungene Entwicklung) im Konkreten, d.h. in einer typischen Gestalt, und ihre Weiterführung aufgrund ihres subjektiven, künstlichen Charakters nicht so ohne weiteres verwissenschaftlicht werden konnte. Zudem wurde die Pflege der landschaftlichen Eigenart als kulturelles Programm mit der nationalsozialistischen ‚Blut und Boden‘-Ideologie in Verbindung gebracht“ (Körner 2001: 86f.). Die konservative Idee der Einheit von Land-und-Leuten galt jedoch (fälschlicherweise, s. Kapitel 4.4.4) als verdächtig, in einer Linie mit der Blut-und-Boden-Ideologie zu stehen, d.h. als eine Rückkehr zu einer im Kern die NS-Ideologie schon enthaltenden Weltanschauung. Diese ästhetisch-kulturelle Landschaftsvorstellung konnte bzw. sollte daher in dem folgenden Absetzungsprozess der Demokratisierung nicht Bestandteil einer staatlichen Planungsinstanz sein. Landschaft als Gegenstand der Planung musste im Kontext der „Entideologisierung“ nun vielmehr rational begründet werden können, d.h. frei sein, von jeglichen

ästhetisch-kulturellen Vorstellungen, die daraus resultieren einen Bezug zwischen Bewohnern und Land(-schaft) herzustellen: „Man konnte nun nicht mehr auf den autoritären Staat bauen, sondern war aufgrund der demokratischen Verhältnisse zunehmend gezwungen, auf Entscheidungsträger in Verwaltung und Politik sowie Privateigentümer über Öffentlichkeitsarbeit Einfluß auszuüben. Hierzu wurden *nachvollziehbare Argumente* benötigt. [...] Insofern war auch die Schönheit des Landschaftsbildes, die sich aus der vorindustriellen Landbewirtschaftung ergeben hatte, kein politisch akzeptables Argument mehr“ (ebd.: 87). Somit enthielt der Landschaftsbegriff von Seiten der planenden Instanz keine Aussage mehr zur Ästhetik, d.h. auch keine damit verbundene symbolisch-moralische Bedeutung, von der aus auf deren Beschaffenheit geschlossen wurde. Diese Begriffsverwendung hatte und hat „keine Beziehung mehr zum Guten und Schönen“ (Treppl 2012a: 220). (vgl. Körner 2001: 87, 89)

Der ästhetisch-kulturelle Aspekt (welcher der Vorstellung von Landschaft aber eben immer zu Grunde liegt), wurde in der Folge dennoch (indirekt und intuitiv) auch in die wissenschaftliche Verwendung des Landschaftsbegriffs miteinbezogen, indem Landschaft „Erholungswirksamkeit“ und ein Beitrag zur „Gesundheit“ der Bevölkerung anerkannt wurde. Auch ehemals führende Landespfleger des Nationalsozialismus und Verfechter der Blut-und-Boden-Ideologie, so etwa Wiepking, äußerten sich nun ganz in diesem Sinne: „Wir erheben auf keinem Gebiete der *bisherigen* Planungs- und Wirtschaftswissenschaften einen Führungsanspruch. Wir fordern aber, daß die Landespflege als praktisch, wissenschaftlich und planerisch wohlunterbauter Beruf und als ein übergeordneter Begriff, als eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein gesundes Leben des Volkes in Stadt und Land, von allen Verwaltungsbehörden und der Kollegenschaft der benachbarten Schwesterberufe nach bestem Vermögen gefördert und sorgsam durchgeführt wird“ (Wiepking 1949: 4, zitiert n. Körner 2001: 84). Somit lag das Ziel der Landschaftsplanung nun zunächst vor allem

darin, den Menschen „gesunde Lebensverhältnisse“ (Körner 2001: 98) zu garantieren. Dies bedeutete, im Kontext der zunehmend negativen Auswirkung der immer fortschreitenden Industrialisierung auf Mensch und Natur, Landschaft bzw. deren materielle Bestandteile, so bereitzustellen, d.h. auch vor einer „Verschandelung“ zu bewahren, dass diese der Gesundheit zuträglich ist. So wurde letztlich *schöne und harmonische Landschaft* als Ausdruck eines funktionierenden Ökosystems gewertet und mit *gesunden Lebensverhältnissen* gleichgesetzt: „In Mitteleuropa empfinden wir – abgesehen von der waldreichen höheren Bergregion und Mattenzone – die bäuerliche Kulturlandschaft dann als schön, wenn ein harmonisches Gleichgewicht von Wald und Feld, Wiese und Weide und ausreichend Wasser in ihr vorhanden ist. Diese von uns als schön empfundenen Landschaften sind aber zugleich im biologischen Gleichgewicht und in ihrem Lebenshaushalt, vor allem in ihrem Klima- und Wasserhaushalt, ungestört, d.h. ‚gesund‘ und damit stetig wirtschaftlich leistungsfähig“ (Buchwald 1956: 65, zitiert n. Körner/Eisel 2003: 18). In der Konsequenz galt (und gilt) es daher, Landschaft durch Landschaftsschutzgebiete „in ihrem Landschaftsbild und –haushalt vor störenden und schädigenden Einflüssen zu schützen“ (Buchwald 1956: 69, zitiert n. Körner 2001: 113) und diese der städtischen Bevölkerung als Erholungsraum bereitzustellen. (vgl. Körner 2001: 98, 113, 123 / Körner/Eisel 2003: 18)

Dadurch lässt sich nach Körner (2001: 98) der Begriff der Gesundheit „zwar im Kampf um bessere Lebensverhältnisse politisch instrumentieren, weil er ‚materiell‘ verstanden werden kann, er transportiert aber *unterschwellig* den gesamten ästhetischen Bedeutungsgehalt der Landschaft samt seiner ideologischen Besetzung. Daraus ergibt sich, daß politisch für gesunde Lebensverhältnisse im Sinne von sauberer Luft, Wasser und dergleichen eingetreten werden kann, zugleich aber als eigentliches Ziel Landschaft als anti-industrielles Symbol ‚gesunder‘, d.h. eingebundener und damit im allgemeinsten



Abb. 52: Landschaft als arbeitsentlastete Natur: Als *erholungswirksam* wird „gesunde“ Kulturlandschaft angesehen, die Vielfalt und Eigenart aufweist und daher als schützenswert gilt.

Sinne sinnvoller Lebensverhältnisse im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert werden soll“. Was der Begriff der Gesundheit erlaubte, war also, der im Konservativismus begründeten Vorstellung schöner, harmonischer Landschaft und deren symbolischem Sinngehalt zu folgen, ohne dies entgegen der wissenschaftlichen (wertneutralen) Ausrichtung der Planungsdisziplin als Ideal zu formulieren. Während die Bedeutung der Landschaft im Konservativismus so in „gesellschaftlich-kulturell sinnvolle[n] Verhältnisse[n]“ (Trepl 2012a: 222) lag, ergab sich dieser in der Landschaftsplanung, aus der Herstellung und Erhaltung von „gesunden sozialen Verhältnissen“ (ebd.): „Den Sinn des kulturellen Ganzen trägt nun die Gesundheit in sich. Die Gestaltung der Landschaft bedeutet daher den Schutz der organischen Lebensgrundlage“ (Körner 2001: 115).

Eben dieser Sinn lag schon der in der konservativen Landschaftsidee vertretenden Zivilisationskritik zu Grunde, da ungesund letztlich

immer das ist, was körperlich und seelisch schadet. Dies sind zum einen solche Einflüsse, die mit dem Leben in der modernen, industrialisierten Gesellschaft einhergehen. Zum anderen ist jedoch auch ungesund, was der Gemeinschaft und damit den „gesunden sozialen Verhältnissen“ schadet, „z.B. Egoismus, Parteienkämpfe, Unmoral, alles was ein organisches Zusammenwirken der Glieder der Gemeinschaft behindert. Damit ist man wieder bei der klassisch-konservativen Kritik an der Zivilisation“ (Trepl 2012a: 222).

Die Landschaft, die somit als das Ziel staatlicher Planung, die „gesunden sozialen Verhältnisse“, d.h. das harmonische Ganze, verkörpert, war damit wiederum die traditionell-kulturell entstandene, also nicht rationalisiert-industriell bewirtschaftete, sondern *gewachsene Kulturlandschaft*. Durch den Aspekt der Gesundheit wurde Landschaft folglich ein Nutzen zugesprochen, durch den auch in einer wissenschaftlichen Betrachtung deren „Schönheit“ wieder relevant wurde und werden musste. Denn Erholungswirksam war (und ist) Landschaft eben nur, wenn sie die Eigenschaften, die sie „schön“ erscheinen lassen, aufweist. Dies sind folglich solche, die Landschaft in ihrer Vielfalt und Eigenart beschreiben. „`Gesundheit` tritt an die Stelle von `Eigenart` und wird zum Maßstab eines kulturell bewußten Lebens, das um seine Abhängigkeit von der Natur weiß“ (Körner 2001: 98). Während so ursprünglich in der konservativen Zivilisationskritik davon ausgegangen wurde, dass für die Erhaltung der Landschaft, eine veränderte, andere Gesellschaft²⁵ notwendig sei, verkehrte sich dies: So wurde nun „vor allem eine andere, nämlich eine naturnähere Landschaft nötig, damit die Menschen und die Gesellschaft – und im Zirkelschluss: die Landschaft selbst – von ihren zivilisationsbedingten Krankheiten geheilt [werden]. Die Herstellung einer naturnäheren Landschaft aber ist eine Aufgabe ökologisch ausgebildeter Fachleute geworden“ (Trepl 2012a: 222).

²⁵Dies meint jenes in der Aufklärung formulierte Ideal einer Gesellschaft, die in ihrem Bestreben nach Fortschritt, dem Bestehen der durch die traditionell-bäuerliche Kultivierung „gewachsenen“ Landschaft entgegensteht.



Abb. 53: Umwelt- bzw. Landschaftszerstörung als offenkundiges Resultat einer industrialisierten, progressiven Gesellschaft.

Die Ökologisierung des Landschaftsbegriffs erhielt in den 1970er Jahren im Kontext durch die sogenannte Umweltkrise²⁶ weiteren Auftrieb (vgl. ebd.: 232f.). Aufgrund von vermehrt durch die Industrialisierung²⁷ auftretenden Umweltschäden rückte Landschaft auch in der Öffentlichkeit zunehmend in den Zuständigkeitsbereich der Ökologie. Landschaft als Gegenstand der Planung wurde nun insbesondere unter dem Begriff des Ökosystems betrachtet. In dieser ganzheitlich ausgerichteten Betrachtung wurde (und wird) Land-

²⁶Damit werden die in den 1960/70er Jahren im Zuge der zunehmenden Industrialisierung verstärkt auftretenden und auch neuartigen Umweltkatastrophen, etwa Ölpesten, Waldsterben und Luftverschmutzungen, bezeichnet, aus der in der Folge als Reaktion die Umweltschutz- oder Ökologiebewegung hervorging (vgl. Trepl 2012a: 232).

²⁷„Industrialisierung“ bezeichnet hier die grundsätzliche zivilisatorische Weiterentwicklung und die damit verbundene zunehmende Technisierung und Rationalisierung von Produktionsprozessen mit entsprechenden Auswirkungen auf Mensch und Natur.

schaft so als wichtiger Bestandteil der ökologischen Lebensgrundlage des Menschen gesehen, wodurch der Artenschutz an Bedeutung gewann: „Das entscheidende Argument war dabei das eines positiven Zusammenhangs zwischen Vielfalt und Stabilität von Ökosystemen, letztlich des globalen Ökosystems. Dessen Stabilität zu schützen erfordert den Schutz seiner Arten“ (ebd.: 234f.).²⁸ Ziel der Landschaftspflege bzw. Landschaftsplanung war somit nicht mehr der Schutz eines Landschaftsbildes, sondern des dort erfassbaren Ökosystems unter der Prämisse der Gesundheit (und letztlich des Überlebens) der Bevölkerung und des dazu notwendigen Naturschutzes (vgl. Körner 2001: 89, 113).

Was in diesem Kontext aber (erneut) zum Tragen kam, war eine Zivilisationskritik, die sich zwar nicht als konservativ verstand, aber doch deren wesentliche Elemente in sich trug. Zwar galt es vordergründig nun Ökosysteme vor der Zerstörung zu bewahren, was für ein intaktes Ökosystem aber als schützenswert erachtet wurde bzw. wie ein solches auszusehen hat, wurde wiederum aus dessen Vielfalt und damit Eigenart hergeleitet. Wichtig wurde so nicht mehr nur „die Zutraglichkeit bestimmter Ökofaktoren für die Gesundheit der Menschen“, sondern vor allem der „Zustand der Landschaft oder der Umwelt. Der Nachweis wurde verlangt, dass eine bestimmte Naturnutzung – eine `schonende` – die langfristig effektivere ist, weil sie die Landschaft bzw. die Umwelt – auf Dauer zu nutzen erlaubt“ (Trepl 2012a: 223). (vgl. ebd.)

Daher wird heute in Bezug auf Landschaft und deren Schutz, der Fortschritt als eine in erster Linie *zerstörerische Kraft* gesehen. Der

²⁸Dies äußert sich auch in dem Anerkennen eines als höher erachteten (ökologischen bzw. ästhetischen) Wertes artenreicher Wiesen als Teil der traditionell-bäuerlichen Kulturlandschaft, die, wie in Kapitel 2.2 dargestellt wurde, von der rationalisierten landwirtschaftlichen Produktion zu Gunsten von artenarmen, aber produktiveren Wiesen verdrängt werden.



Abb. 54: Gerade die brachiale Kultivierung der Natur, wie durch den Tagebau, verdeutlicht umso mehr die *zerstörerische Kraft des Fortschritts*.

Vorstellung, wie sich diese Zerstörung der Landschaft äußert, liegt dabei der Verlust ihrer ästhetisch-kulturellen Eigenart zu Grunde, die aus der konservativen Landschaftsidee herrührt. So stellt dann auch ein der Landschaft anerkannter „ökologischer Wert“ letztlich einen Aspekt dar, der die Vielfalt und die Eigenart der Landschaft beschreibt und dabei jedoch immer auch aus einer ästhetisch-symbolischen Betrachtung her relevant ist: „Daß heute gerade die Landschaft als Wirkungsgefüge einer solchen Faktorenkombination gilt, liegt also weniger daran, daß sie tatsächlich ein solches darstellt, sondern daran, daß es nach dem Zweiten Weltkrieg aus standespolitischen und ideologischen Gründen zweckmäßig war, diese Betrachtungsebene zu wählen“ (Körner 2001: 89).

So ließ „die `Entnazifizierung` des landespflegerischen Programms und die damit verbundene Konzentration auf die eine Seite des Widerspruchs von landschaftlicher Schönheit und Zweckmäßigkeit, auf die `nützliche` und ideologisch scheinbar unverfängliche, [...] die



Abb. 55: Die rationalisiert-industrielle Landwirtschaft, bei der Natur unter der Prämisse der Ertragsmaximierung kultiviert wird, steht der Vielfalt der Landschaft (auch als „Ökosystem“) entgegen, die so keine Eigenart mehr birgt.

moderne `ökologische` Planung entstehen. Diese verwaltet die Ressourcenbestände in der Landschaft, um ihre Übernutzung zu verhindern. Dazu muss sie sich verwissenschaftlichen, um rationale Argumente für den politischen Entscheidungsprozess formulieren zu können. [...] Im Kontext des unaufhaltsamen Fortschreitens der gesellschaftlichen Modernisierung erhält Planung als Verwaltung der Ressourcenbestände jedoch eine zunehmend *abwehrende*, verteidigende Komponente, während der konstruktivistische, Landschaft bauende Aspekt verdrängt wird, da er selbst in die Natur eingreift und diese `stört`. Planung soll somit nicht mehr Heimat [Landschaft als Lebensraum eines Volkes, A.S.] dadurch `bewahren`, daß Landschaft nach modernen und zugleich völkischen Zwecksetzungen unter Rücksichtnahme auf ihre Identität gestaltet wird, sondern `kran-



Abb. 56: Schöne Landschaft gilt es heute vor den Einflüssen der Zivilisation zu schützen, d.h. deren Eigenart zu wahren. Unter diesem Aspekt leitet sich die (gesellschaftlich inhärente) Vorstellung ab, was in einer Landschaft getan werden *darf* und was das Landschaftsbild (zer-)stört.

keine Kultur soll in Zeiten, in denen Tradition keine Kraft mehr hat, mittels Natur in Form von „unberührten“ Landschaften „geheilt“ werden. Weltanschaulich geht mit der „Entnazifizierung“ der Ideologie der Landschaftspflege zunächst ein Rückschritt in den Konservatismus einher. Im gleichen Moment wird aber das kulturelle Programm der Landschaftspflege durch die Verschiebung der Aufgaben als fortschrittlicher Beitrag gerettet. Denn indem die Landschaft vor „Erkrankung“ geschützt und vor Eingriffen bewahrt wird, kann sie überhaupt ihre Rolle als Erholungslandschaft und Gegenwelt zur modernen Welt spielen“ (Körner 2001: 112f.). Durch die Negierung der rassistischen Landschaftsidee nach dem Zweiten Weltkrieg und der insbesondere in den 1970er Jahren erfolgten Ökologisierung als Verwissenschaftlichung des Landschaftsbegriffs, wurde seitens der Fachdisziplin der

Landschaftsplanung versucht, ein ästhetischer Wert der Landschaft und die damit verbundenen, aus sozio-kulturellen Wertkontexten heraus deutbaren, Sinnkonstrukte zu egalisieren. Der Bedeutung der Landschaft als kulturelles und gesellschaftlich inhärentes Sinnsymbol, kann eine rein wissenschaftliche Begriffsverwendung jedoch nicht gerecht werden (s. Kapitel 4.3.1): „Versuchen wir einmal, uns zu erinnern an einen eindrucksvollen Aufenthalt in einem noch naturnahen Gebiet, an eine Landschaft, die wir am Wochenende oder im Urlaub gerne aufsuchen, uns dort aufhalten, Natur erleben. Versuchen wir weiter, uns an die Empfindungen, Gedanken, Gefühle zu erinnern, die wir dort gehabt haben oder die wir beim Auflebenlassen der Erinnerungen damit verbinden. Sind es Gedanken an Ökosysteme, Stabilität, Regelfunktion, an Rote Listen, ökonomischen Nutzen [...]? Oder sind es gar keine Gedanken, sondern ein alle Sinne einbeziehendes Wahrnehmen, ein irrationales, transzendentes Wahrnehmen, ein Gefühl, das wir nicht beschreiben können [...]?“ (Bierhals 1984: 118, zitiert n. Körner 2001: 357).

Tatsächlich ist die im Konservativismus formulierte Landschaftsidee, wie nach Körner (2001) und Trepl (2012a) aufgezeigt wurde, heute sowohl in der wissenschaftlichen, fachdisziplinären Festlegung als Planungsgegenstand als auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung verankert, was sich in der Vorstellung äußert, wie schöne (bzw. „gesunde“ oder „intakte“) Landschaft idealerweise auszusehen hat. So ist es „weithin selbstverständlich geworden, dass die landschaftliche Schönheit stets in Verbindungen mit zwei [...] Attributen der Landschaft genannt wird. Die zentrale rechtliche Grundlage des Naturschutzes und der Landschaftsplanung in Deutschland lautet: `Natur und Landschaft sind [...] so zu schützen, zu pflegen, zu entwickeln und soweit erforderlich, widerherzustellen, dass [...] Vielfalt, Eigenart und Schönheit [...] gesichert sind` (§ 1 Bundesnaturschutzgesetz). Nicht nur Schönheit, auch Vielfalt und Eigenart gelten als Werte, nicht einfach als Eigenschaften sei es der Landschaft, sei es bestimmter Landschaft“ (Trepl 2012a: 156). Landschaft wird somit



Abb. 57: Traditionell-bäuerliche Kulturlandschaft und deren vielfältige Wiesen, die mit die Eigenart dieser Ideallandschaft begründen, bestehen heute als ästhetisch-moralisches Symbol einer *vernünftig-sinnvollen* Kultivierung und damit als *Harmonie von Mensch und Natur*.

heute häufig behandelt als ein „Gegenstand der Ökologie, dessen Konzeption aber, ohne dass das so recht bewusst wird, weitgehend von der Gedankenwelt der konservativen Kulturkritik bestimmt wird. [...] Sie ist verbunden mit der Vorstellung, dass eine schöne Landschaft traditionelle Kulturlandschaft mit regionaler Eigenart ist, dass also die Tradition wichtig ist und die Unverwechselbarkeit“ (ebd.: 238). So symbolisiert Landschaft heute „in unserer Kultur [...] – insbesondere eine kleinteilige vorindustrielle Kulturlandschaft mit ihren charakteristischen Biotopen und heimischen Tier- und Pflanzenarten – die Utopie einer harmonischen, nachhaltigen Mensch-Natur-Einheit, die es gegen Globalisierung und Industrialisierung zu schützen gilt“ (Kirchhoff 2012).

4.5.2 Wildnis als Gegenwelt zur Zivilisation

Der zunehmend im 19. Jahrhundert auftretende Verlust „echter“ Wildnis im Kontext einer mehr und mehr überwundenen, d.h. beherrschten Natur, setzte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts fort. Aus Sicht der NS-Ideologie brauchte es zwar unkultivierte, wilde Natur, damit sich die nordische Rasse im Kampf mit ihr ihre Stärke erhalten kann. Hierbei stand jedoch außer Frage, dass dies, gerade unter dem Einsatz von Technik als Mittel der höchsten und „kulturschaffenden“ Rasse geschehen wird. So war diese Natur im Kontext jener rassistisch-ideologischen, progressiven²⁹ Sicht vor allem noch nicht kultivierte Natur und keine tatsächliche Wildnis, von der eine Gefahr für den arischen Menschen ausgeht. In der Konsequenz der seit der Industrialisierung immer weiter fortschreitenden Technisierung stellt die Natur heute keinen ebenbürtigen Gegner mehr dar. Indem der Mensch Zerstörer und Retter der Natur zugleich ist, kann Wildnis im Sinne unbeherrschter, gefährlicher Natur, wie sie noch in der Aufklärung als erhabene, gegen die der Mensch (physisch) nichts ausrichten zu vermag, betrachtet wurde, nicht mehr existieren (vgl. Praxenthaler 1996: 93): „Denn nur als starker Gegner, der den Menschen als Sinnwesen mit Vernichtung bedroht und gegen den ein Kampf möglich ist, zum einen, weil es sich um einen ernstzunehmenden Gegner handelt, zum anderen, weil es im gesellschaftlichen Zusammenhang gestattet ist, kann Natur `Wildnis` sein. Ein Dschungel, der nicht wegehauen werden darf, wenn er droht, alles zu überwuchern, weil der Mensch moralisch ist und den `letzten Regenwald` schützt, ist keine `Wildnis` mehr“ (ebd.: 93). Nur in wenigen Momentaufnahmen, etwa in Naturkatastrophen, offenbart zwar die Natur eine wirkliche Gefahr, doch dies wird heute in der Regel in Bezug auf den Menschen bzw. dessen Handeln gedeutet: „Aussagen wie `die Natur rächt sich` meinen jetzt offensicht-

²⁹Progressiv: Auf Fortschritt ausgerichtet.



Abb. 58: Der Dschungel als Beispiel des Wandels der Deutung wilder Natur: Ehemals Sinnbild des *maßlos Wuchernden* und der „Grünen Hölle“ – heute, unter dem Eindruck der Übernutzung als Ressource, in der Wahrnehmung die *schwache, schützenswerte Natur* und Symbol eines „ursprünglichen Paradieses“.

lich nicht mehr eine von der Natur selbst ausgehende Bedrohung, sondern klagten die Auswirkung des menschlichen Tuns an“ (ebd.: 89). Auch scheinbar (noch) wilde Natur, etwa frei lebende Tiere, von denen tatsächlich eine Gefahr für den Menschen ausgehen kann, stellt nach Praxenthaler (ebd.: 91) eine an sich zu schützende dar: „Die auf Film und Foto gebannten Tieren sind [...] keine Vertreter der ‚Wildnis‘ mehr, sie verkörpern eine überall verfügbare, endgültig entmächtigte Zoonatur“.

Dass wilde Natur den Status des Schützenswerten erhält, bedeutet folglich letztendlich, dass sie allen Schrecken und Bedrohlichkeit verloren hat. Sie ist „endgültig so schwach geworden, daß nur noch der konzentrierte Einsatz des Menschen sie vor dem Menschen retten kann. Die ursprüngliche, vom Menschen unbeeinflusste [...] Natur ist im Begriff, von der Erde zu verschwinden. In dieser ‚Notsituation‘ verliert die Natur den sie früher kennzeichnenden Unterschied der



Abb. 59: Wildnis als *Gegenwelt zur Zivilisation*: Gemäß dieser Deutung können auch Stadtbrachen, als augenscheinlich nicht durch den Menschen beeinflusste Natur, so wahrgenommen werden.

Symbolik, sie wird als `Paradies´ und als `Wildnis´ zugleich wahrgenommen. Einziges noch wesentliches Kennzeichen ist die `Unberührtheit´. Diese Natur ist so schwach, daß es für den `moralischen´ Menschen nur eine Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit ihr geben kann: er muß sie schützen. Die Fähigkeit zum Selbstschutz wird dieser [...] Natur nicht mehr zugetraut“ (ebd.: 89f.).

Folglich wird Natur heute nicht im Sinne von etwas tatsächlich Ursprünglichem oder gar Bedrohlichem als Wildnis gedeutet: „*Wildnis ist Natur immer dann, wenn wir sie als Gegenwelt zur kulturellen bzw. zivilisatorischen Ordnung deuten und dabei ihre Unbeherrschtheit betonen*“ (Kirchhoff 2012). Dabei ist es irrelevant, ob das als Wildnis Gedeutete frei von Einflüssen des Menschen ist. Wesentlich ist vielmehr „*dass es als Gegenwelt zur kulturellen bzw. zivilisatorischen Ordnung empfunden wird. Dafür genügt es, dass das Gebiet zumindest in einer für den Betrachter relevanten Hinsicht nicht vom Menschen gemacht ist*“ (ebd.).

4.6 Die symbolische Bedeutung der Vegetation (in) der Stadt

Abhängig von einem jeweiligen weltanschaulichen, progressiven oder konservativen, Denkmuster und der jeweils differenten Bedeutung von Freiheit und Vernunft, ergeben sich die möglichen Deutungen von Natur als Kulturlandschaft und als Wildnis (vgl. Kirchhoff 2012).³⁰ Natur als Landschaft stellt somit einen Symbolvorrat bereit, anhand dessen diese gedeutet wird. Mit schöner, harmonischer Kulturlandschaft verbunden ist demnach heute überwiegend die Vorstellung einer idealen gesellschaftlichen Ordnung, was Ausdruck findet in der als vernünftig erachteten Kultivierung der Natur. Kulturlandschaft besteht so als das „ästhetische Symbol einer kulturökologischen Mensch-Natur-Harmonie“ (Trepl 1992: 30). Nicht kultivierte Natur als Wildnis erhält ihre Bedeutung hierbei in positiver wie negativer Weise primär als (moralische) Gegenwelt zur Kulturlandschaft, indem sie entgegen der harmonisch-geordneten ländlichen Natur als

³⁰Die Deutung der Natur bzw. die Ideallandschaft der Romantik basiert(e), wie dargestellt, nicht auf *kultivierter* Natur. Die romantische Betrachtung der Natur basiert auf der „Beseelung der Dinge durch den künstlerischen Blick auf sie und schließlich die Beseelung des Universums als Ganzes“ (Trepl 2012b: 25). Dies liegt nach Trepl auch als „Natursehnsucht“ dem damaligen wie heutigen Aufsuchen ferner (exotischer) Natur zu Grunde, als „die Hoffnung, es könnte irgendwo, hinter dem Horizont, ganz anders sein als in der öden Welt des Alltags, die sie zurücklassen – so ganz anders, wie sich einst der Himmel vom irdischen Jammertal unterschied“ (ebd.). Was der Romantiker so in der Natur zu finden versuchte, die „Erhebung in eine göttliche Sphäre“ (ebd.), und auch der Aufklärer in der erhabenen Natur als moralische Idee empfand, stellt keine symbolische Bedeutung einer idealisierten gesellschaftlichen Ordnung dar, die in der Kulturlandschaft Ausdruck findet, sondern vielmehr ein Gefühl, welches sich in der Betrachtung von *wilder* oder *ferner* Natur als Gegenwelt zur harmonisch-ländlichen einstellt.

das, je nach Denkmuster, „freiheitliche“ oder „chaotische“ Ungeordnete gedeutet wird.

Die symbolische Bedeutung der Natur äußert sich dann in der Betrachtung und der damit verbundenen positiv oder negativ empfundenen Wahrnehmung auch darin, wie diese in Bezug zur Stadt, als Symbol der Zivilisation bzw. der modernen Gesellschaft, gedeutet wird. Dem liegt nach Trepl (1998: 10) und Praxenthaler (1996: 94) die jeweilige gedachte Bedeutungsbeziehung von Stadt und Land und den damit assoziativ verbundenen Begriffen der Ordnung und Unordnung zu Grunde: „Ordnung tritt in zwei, aus progressiver und konservativer Perspektive gegensätzlich bewerteten, Gestalten auf: Ordnung als die tradierte (gewachsene, natürliche) und Ordnung als geplante und konstruierte“ (Trepl 1998: 11). Aus konservativer Sicht steht folglich die traditionell-geformte, kleinteilige und vielfältige Kulturlandschaft für die gewachsene Ordnung, als das Resultat einer sinnvoll-begründeten Gesellschaft und der gelungenen, vernünftigen Kultivierung der Natur. Diese Ordnung (und damit „schöne Landschaft“) gilt es vor dem Fortschritt und der Zivilisation, welche dieser entgegensteht, sie gar zu zerstören droht, zu bewahren. Aus progressiver Sicht hingegen steht die Stadt für die geplante, konstruierte Ordnung. Land und damit sowohl die traditionell-geformte Kulturlandschaft als auch die traditionell-hierarchische Gesellschaftsordnung der Landbevölkerung hingegen verkörpert in dieser Denkweise grundsätzlich das Gegenteilige, d.h. Unvernünftige und Rückständige, das den Fortschritt, als deren Resultat Stadt ent- und besteht, behindert (vgl. ebd.).

Inwiefern diese Bedeutungsbeziehungen von Stadt und Land in einer ästhetischen Betrachtung der Natur in der Stadt relevant sind, wird nach Trepl (1998) anhand der Wahrnehmung von Stadtbrachen und der dortigen Ruderalvegetation deutlich. Anhand der gesetzten Beziehung von Ordnung und Unordnung und der aus der jeweiligen weltanschaulichen Haltung heraus damit assoziierten Begriffe der

Freiheit und der Vernunft, erschließen sich, die möglichen Deutungen der aus ästhetischen Gesichtspunkten angelegten Vegetationsbilder im öffentlichen Raum.

Nach Kowarik (1993) ist die Ruderalvegetation der Stadtbrachen die „StadtNatur“ (ebd.), d.h. die typisch urban-industrielle Natur der Stadt. Sie ist „nicht geplant, nicht von Gärtnerhand gestaltet, sondern spontan entstanden in perfekter Anpassung an die städtischen Bedingungen des Standortes und seiner Nutzungen. Sie schließt die karge Mauervegetation und die Trittvegetation der Bürgersteige ebenso ein wie den spontanen ‚Wald‘, der in einer Baulücke, auf brachgefallenen Bahnflächen oder auf der Restfläche eines Industriegebietes entstanden ist“. Dadurch ist sie „die Natur der Stadt selbst“ (Trepl 1998: 10), da sie an die spezifischen Bedingungen der Stadt gebunden ist und gehört „auch auf symbolischer Ebene zur Stadt selbst und ist daher mit denselben Assoziationen besetzt“ (ebd.). Bis in die 1970er Jahre wurde der Natur der Stadtbrachen eine überwiegend negative Bedeutung beigemessen: „Sie ist aus zivilisationskritischer Perspektive unordentlich, chaotisch, wild wuchernd, unkontrollierbar, gefährlich, schmutzig, unmoralisch. Weil sie Wildnis – nicht letzte [ursprüngliche, A.S.], sondern neue – ist, wird sie nicht geschützt, sondern bekämpft. [...] Die städtisch-industrielle Lebensweise ist es ja, die die Natur zerstört, und gerade die an diese Lebensweise gebundene Natur breitet sich auf Kosten der schützenswerten aus, weshalb sie definitionsgemäß das Gegenteil von schützenswerter Natur ist“ (ebd.). Auch als Gegenstand der Freiraum- und Grünflächenplanung wurde und konnte diese StadtNatur nur in einer negativer Weise betrachtet werden: „Ihre Aufgabe besteht seit eh und je wesentlich darin, sie zu vernichten und durch ‚richtige‘ Natur zu ersetzen“ (ebd.). Stadtbrachen mit spontan und ungeplant auftretender Vegetation waren somit auch aus progressiver Sicht nur verwilderte „Unorte“, d.h. solche Orte, die der geplanten Ordnung der Stadt entgegenstanden.

Erst im Zuge der Umwelt- bzw. Ökologiebewegung wandelte sich diese Deutung der Stadtnatur auch in positiver Weise. So wurde zum einen die Stadtnatur, wie (Kultur-)Landschaft auch, zum „Schutzobjekt der Naturschützer“ (ebd.). Stadtbrachen wurden ebenfalls als Ökosystem betrachtet, „als strukturreicher Lebensraum für eine überraschend große Anzahl von Tier- und Pflanzenarten“ (Kowarik 1993: 3) und dementsprechend als ökologisch wertvolle und schützenswerte Natur anerkannt. Gewürdigt wurden sie nun zum anderen auch als Freizeiträume, „als wahrhaft `freie´ Räume, in denen Stadtbewohner auch andere Aktivitäten als in öffentlichen Grünflächen entfalten können“ (ebd.).

Ausgehend von diesem Bedeutungswandel sind damit gemäß Trepl (1998: 11f.) differente Interpretationen möglich, wobei die daraus resultierende Bewertungen auch identisch ausfallen können, aber je nach Standpunkt des Betrachters dennoch völlig unterschiedlich begründet sind. So ergeben sich sowohl aus progressiver als auch aus konservativer Sicht jene, bis in die 1970er Jahre vorherrschenden, negativen Assoziationen in der Betrachtung von Stadtbrachen und der dortigen Ruderalvegetation:

1. Die Stadtnatur kann aus progressiver Sicht gedeutet werden als „Kontrast zur Stadt“, da sie sich „gegen die Stadt in den Lücken“ hält, die „`die Stadt´ bei allem Bemühen um Planungsrationalität und überhaupt um vernünftige Ordnung nicht zu schließen in der Lage ist, und sie überwindet letztlich die Stadt“ (ebd.: 11). Die Stadtnatur symbolisiert so „Unordnung, Rückständigkeit und Unvernunft – wie eben das Land, das Gegenteil von Stadt. Die Stadtnatur ist hier weniger Wildnis als `Land in der Stadt´“ (ebd.).

2. Die Stadtnatur kann jedoch aus konservativer Sicht auch als „Teil der Stadt“ (ebd.) gesehen werden. Aus dieser Betrachtung ist diese Vegetation die für die Stadt charakteristische Natur. Sie ist die

Natur der Stadt und symbolisiert dadurch, dass sie ungeplant und unkontrolliert, d.h. ungeordnet wächst, die Natur als Wildnis in einer negativen Weise. In dieser Wahrnehmung steht die Stadtnatur somit gemäß der klassisch-konservativen Zivilisationskritik symbolisch für die Stadt, als das Wuchernde, Triebhafte und das Ungeordnete. Das Chaos der Stadt steht hier dem durch die Vernunft begründeten ländlichen Leben und den traditionellen gesellschaftlichen Verhältnissen entgegen. Demnach symbolisiert die Stadtnatur auch die Unfreiheit des Menschen als Stadtbewohner von dem Eingebundensein in eine harmonisch-natürliche Ordnung, wie sie auf dem Land gegeben zu sein scheint.

In gegenteiliger Weise kann und wird heute die Stadtnatur, wie es eben der Bedeutungswandel der Stadtbrachen aufzeigt, gemäß folgenden möglichen Denkmustern auch positiv gedeutet:

3. So kann die Unordnung, die mit der Stadtnatur assoziiert wird, auch als Freiheit empfunden werden. Dadurch, dass Stadtnatur „frei“ wächst, symbolisiert sie die Freiheit „von der als Zwang empfundenen Ordnung [...], und zwar von gewachsen-natürlicher Land-Ordnung, aber auch von geplanter Stadt-Ordnung“ (ebd.: 12).

4. Auf den Stadtbrachen wächst dabei aber auch „nicht nur alles, wie es will, sondern auch alles, was wachsen will, obwohl es nicht hierhergehört: exotische Pflanzen, die hier einen Großteil der Flora ausmachen“ (ebd.). Die Stadtnatur symbolisiert dann gleichermaßen die Stadt und deren Unordnung, steht aber nicht mehr, wie aus progressiver Sicht, gegen die konstruierte Ordnung. Diese Unordnung „paßt insofern zur Stadt, als diese ja, keine geschlossene Land-und-Leute-Einheit ist, sondern Inbegriff von Offenheit durch Handel und Wandel. Die Unordnung der Stadt impliziert ihre Offenheit“ (ebd.).

5. Die Stadtnatur kann aus konservativ-zivilisationskritischer Sicht aber auch der ländlichen Natur entsprechen, wenn „diese [...] als das gesehen wird, was der Stadt gegenüber (dem Chaos der Stadt ebenso wie ihrer schlechten, daß heißt künstlichen, starren, abstrakten Ordnung) die gute Ordnung der Natur verkörpert“ (ebd.). Die Stadtnatur besteht dann ebenfalls gegen die Stadt. Sie vermag es, gegen die lebensfeindliche „Betonwüste“ und das rational, gegen die Vernunft Konstruierte zu bestehen. Damit symbolisiert diese Natur, ambivalent zu Punkt 1, eine natürliche Ordnung, wobei diese allerdings als vernünftig und sinnvoll erachtet wird.³¹

Demnach kommt die symbolische Bedeutung der Vegetationsbilder im öffentlichen Raum in der Bedeutungsbeziehung von Stadt und Land und in Abhängigkeit davon, wie der Betrachter die jeweilige damit assoziierte Ordnung bewertet, zum Tragen. Die derzeit beworbenen „natürlichen“ Vegetationsbilder der Ansaat und der Wechselflor-Bepflanzung sind dabei, wie dargestellt, konkreten Vorbildern, nämlich artenreichen und vielfältig blühenden Wiesen, entlehnt, die nun als Maßstab der Natürlichkeit gelten. Als solche sind diese Teil der charakteristischen Vielfalt „bestimmter“ Kulturlandschaft³², also des

³¹Dieses konservative Denkmuster entspricht damit auch der positiven Deutung der Stadtnatur unter ökologischen bzw. naturschützerischen Aspekten. Dadurch aber, dass diese spezifische Vegetation der Stadt nur *durch die Stadt* besteht, resultierten nach Trepl (1998: 13) unvereinbare Widersprüche: „Man kann nicht das schützen, was als Wirkung dessen entsteht, wovor es geschützt werden soll“. Der Schutz der Vegetation der Stadtbrachen unter Verweis auf die dortige Artenvielfalt (als „Ökosystem“) zeugt somit auch davon, dass auch hier die Natur Träger symbolischer Bedeutung ist: Mit dem Schutz der Stadtnatur verknüpft ist die Hoffnung, dass diese Art (neuer) Wildnis wieder zum „Paradies“, d.h. ursprünglicher Natur, werden könnte (vgl. ebd.).

³²Wie in Kapitel 4.4.3 dargestellt, gibt es nicht *eine* Ideallandschaft. Schöne Landschaft ist gewachsene und entsprechend dem Land und deren Bewoh-

gesellschaftlich vorherrschenden Landschaftsideals, wonach diese Vielfalt und damit Eigenart auszeichnet. Artenreiche Wiesen bestehen hierbei entgegen der rational-progressiv betriebenen, industrialisierten Landwirtschaft, wie der Bewirtschaftung als Intensivgrünland³³, und begründen dadurch mit die (schützenswerte) Eigenart solcher Landschaft. Die „natürlichen“ Vegetationsbilder als idealtypische Nachbildungen dieser Wiesen, sind somit direkter Verweis auf die Natur dieser Landschaft, d.h. die ländliche Natur und damit Träger deren Symbolik im Gegensatz zur Stadt. In der Konsequenz ergeben sich auch für die Betrachtung von Zierpflanzen im öffentlichen Raum differente Assoziationshöfe, mit dem Unterschied, dass die gärtnerisch unter ästhetischen Gesichtspunkten angelegte Natur hierbei immer als Teil der Stadt besteht. Dadurch, dass sie nicht „von selbst“, wie die Ruderalvegetation der Stadtbrachen einen Standort besiedelt und sich der Sukzession gemäß entwickelt, und durch die Stadt(-verwaltung) angelegt wird, kann sie grundsätzlich nicht als (wilde) Natur gedeutet werden, die gegen die Stadt besteht.³⁴ Somit sind in der ästhetisch-symbolischen Betrachtung dieser Vegetationsbilder folgende Assoziationshöfe möglich:

1. Negativ beurteilt werden können diese Vegetationsbilder dann, wenn die Stadt als geplante Ordnung gedeutet wird und die länd-

nern sinnvoll kultivierte Natur, so dass sich Eigenart und Vielfalt je nach Region (etwa der Toskana etc.) in anderer Weise ausdrücken. Artenreiche Wiesen sind Teil solcher idealen Landschaft, wie sie beispielsweise (in Deutschland) im Allgäu oder der Schwäbischen Alb zu finden sind, aber grundsätzlich überall dort, wo in traditioneller Weise, d.h. durch die Mahd und ohne Maximierung als Intensivgrünland, Natur derart kultiviert wird.

³³Siehe Kapitel 2.2.

³⁴Diese Deutung wäre aus konservativer und progressiver Sicht erst dann möglich, sofern Schmuckbeete nicht mehr oder unzureichend durch die Gartenämter bewirtschaftet werden und „verwildern“.

liche Natur dieser insofern entgegen steht, dass sie als ungeordnet gedeutet wird. Dieser Deutung entspricht die nach Trepl (ebd.: 11, s. oben Punkt 1) dargestellte und vor allem bis in die 1970er Jahre vorherrschende, typisch progressive Haltung. In der Assoziation des Landes mit Unordnung, d.h. einer unvernünftigen Gesellschaftsordnung, symbolisiert dementsprechend die ländliche Natur die dortige Unvernunft und Rückständigkeit. Einer geplanten Ordnung der Stadt entsprechenden Zierpflanzenverwendung, entspräche daher wohl am ehesten eine solche, die deutlich natürlich-ländlichen Vegetationsbildern entgegensteht. Dies wäre folglich die insbesondere in den 1960er bis 1980er Jahren verwendete Weise der Wechselflor-Bepflanzung, wie sie von Duthweiler und Brunsing kritisiert wird, mit der farblich sehr markante Vegetationsbilder bei geordneter, geometrischer Formensprachen hergestellt wurden (und eben bis heute werden / s. Kapitel 2.1 + 3.1.4).

2. Dadurch, dass diese Vegetationsbilder in der Stadt und von den städtischen Institutionen angelegt werden, bestehen sie als Teil der konstruierten Ordnung. Wird diese Ordnung als negativ empfunden, können diese Vegetationsbilder (und dann grundsätzlich jede Art staatlich-administrativer Pflanzenverwendung) abgelehnt werden. In diesem Sinne wäre nur solche Vegetation in der Stadt positiv deutbar, die in jeder Hinsicht wahrhaft „frei“ wüchse. Einer solchen (radikalen) Haltung entspräche prinzipiell die Bedeutung der Landschaft gemäß der demokratischen Aufklärung und damit einer Neuauflage des Topos des Landschaftsgartens, wonach die „freie“ Natur als Symbol einer durch die Vernunft begründeten Gesellschaft aus freien Menschen und der Kritik an einer bestehenden gesellschaftlichen Ordnung fungiert. Der Unterschied bestünde hierbei allerdings darin, dass die ländliche Natur als durch die Stadt initiierte dann diesen symbolischen Charakter verliert.³⁵

³⁵Diese Bedeutungsbeziehung von Stadt und Land bzw. Kultur entspricht nach

3. In vergleichbarer Weise ist eine negative Deutung auch aus streng-konservativer Sicht möglich. Da diese Vegetation gezielt den öffentlichen Raum schmücken soll und durch die Stadt angelegt wird, kann sie aus einer radikalen zivilisationsfeindlichen Haltung heraus nicht in positiver Weise gedeutet werden. Dies wäre nur dann möglich, wenn die Natur in der Stadt gegen die konstruierte Ordnung aufzubegehren scheint, diese folglich als Wildnis gedeutet werden kann und ihren „bloß symbolischen, auf vergangene Idealzustände bloß verweisenden Charakter“ (Trepl 1992: 32) verliert. Künstlich angelegte Natur der Landschaft als Symbol einer vernünftigen Ordnung in der Stadt stellte aber so nur den Versuch dar, die Missstände der Zivilisation zu kaschieren. Erfüllung aber aus konservativer Sicht, im Sinne der Erfahrung der richtigen, vernünftigen Ordnung, kann es nur durch „echte“, d.h. gewachsene Landschaft aus der realen Einheit von Land-und Leuten geben oder dadurch, dass die Natur den Raum der Stadt „zurückerober“ und so die Zivilisation überwindet (s. oben Punkt 5).

Körner et al. (2002: 35f.) etwa der Ansatz der AG Freiraum und Vegetation. Auch hier wurde, wie in Kapitel 3.2.1 aufgezeigt, die damalige administrative Grünplanung als „herrschaftliche“ wahrgenommen und alternativ die Stadtbrache mit der Begründung der Aneignbarkeit als Vorbild gewählt. Deren Vegetation symbolisierte damit die Freiheit von einer als Zwang empfundenen Ordnung, barg aber auch die Gefahr, einer negativen Deutung in einer ästhetischen Betrachtung, so dass auch hier (unter dem Aspekt eines höheren Gebrauchswertes des „Blumenpflückens“) den Ansaatmischungen schön blühende Arten beigemischt wurden. So wurde trotz der Negation einer ästhetischen Komponente des theoretischen Ansatzes, dennoch „alltagsweltlichen ästhetischen Bedürfnissen entgegen [gekommen], ohne dass der spontane Charakter der städtischen Vegetation verloren geht“ (ebd.: 36). Folglich verweigerte man sich (intuitiv) auch hier nicht der symbolischen Komponente „schöner Natur“. So symbolisierte diese Vegetation letztlich „jenen Schwebestand zwischen Kultur und Natur“ (ebd.: 35f.) und „die Spontaneität bei der freien Aneignung und den Widerstand der selbstbestimmten Lebenswelt gegen die Herrschaft der Administration“ (ebd.).

4. Zierende, „natürliche“ Vegetationsbilder in der Stadt können allerdings auch im Kontext des (heute) gesellschaftlich inhärenten Landschaftsideals in positiver Weise gedeutet werden. Dann verkörpern diese durch die ihnen anerkannte „Natürlichkeit“ einen (intuitiv) als vernünftig erachteten Zustand, der dem überwiegend auf Fortschritt ausgerichteten Streben der heutigen Gesellschaft entgegensteht. Gärtnerisch angelegte, „wiesenartige“ Vegetationsbilder stehen damit als symbolischer Verweis auf die Natur der Landschaft und eine Mensch-Natur Harmonie, die aus einer idealen gesellschaftlichen Ordnung herrührt. Sofern die Vegetation aus dieser Sicht unkontrolliert und maßlos wuchern würde, entspräche sie in negativer Weise der Wildnis als Stadtnatur. Wäre sie hingegen starr geordnet, also geometrisch exakt gepflanzt und erkennbar, etwa nach Farben, sortiert, entspräche sie in negativer Weise der konstruierten, zivilisatorischen Ordnung und damit einem unvernünftigen Zustand aufgrund eines progressiven Handelns.

Dieser zuletzt aufgezeigte Assoziationshof dürfte damit wohl derzeit gesellschaftlich mehrheitlich der Betrachtung der Natur in der Stadt zu Grunde liegen. Hierbei erweist sich die Konstellation der positiven Deutung durch die Stadtbewohner jedoch als Paradoxon, da sie zum einen nur möglich ist durch die Trennung von Stadt(-leben) und Land(-leben) und zum anderen der dieser Lebensweise inhärente Fortschrittsgedanke eigentlich dem Bestehen der idealisierten Kulturlandschaft entgegensteht. In der Konsequenz fungiert die ländliche Natur in der Stadt quasi als ästhetisch-symbolische³⁶

³⁶Auch der „ökologische Wert“, der durch den Artenreichtum und den Aspekt der Futterquelle für Insekten abgeleitet wird (vgl. z.B. Lange 2012), transportiert die symbolische Bedeutung der ländlichen Natur, indem das als ökologisch „wertvoll“ gilt, was vielfältig ist und Eigenart aufweist. So bestehen Insekten als Teil der „Natürlichkeit“ und als Verweis auf eine vermeintliche „Mensch-Natur-Harmonie“ und damit einen Zustand, der als vernünftig und als zu erhalten bzw. herzustellen gilt.

Kompensationsmaßnahme, durch die der Widerspruch aufzuheben versucht wird, dass eine progressive Lebensweise letztlich die Entfremdung von der Natur, d.h. dem Eingebundensein in eine natürlich-vernünftige Ordnung, und die Zerstörung dieser bedingt. So äußert sich der Zwiespalt des Bewusstseins der eigenen, modernen Lebensführung mit der Unvereinbarkeit moralischer Ansprüche in einer latenten Zivilisationskritik und der Idealisierung der schönen, „heilen“ Landschaft vor der Stadt, die so sinnbehaftet für das „Paradies des ganzheitlichen, unzerissenen Lebens“ (Trepl 1992: 30) steht. Dadurch, dass der Mensch zierender Vegetation „Natürlichkeit“ zuspricht, symbolisiert diese die als ideal und intakt erachtete Natur, also das harmonisch-sinnvolle Zusammenspiel von Mensch und Natur, wie es einem der Vernunft gemäßen Handeln entsprechen würde. So bestehen folglich die nun beworbenen wiesenartigen Vegetationsbilder als ausschnitthafte Landschaft, die in die Stadt geholt wird. Die Landschaft, welche der Städter sonst außerhalb der Stadt aufsuchen muss, um deren eudämonistischen Wert als arbeitsentlastete Natur zu erfahren, wird so direkt in die Umgebung transportiert, in der die Utopie der Vereinbarkeit eines progressiven Handelns und der Harmonie mit der Natur offenkundig ist. Der „Wert der Natürlichkeit“ jener Vegetationsbilder besteht somit in der Symbolik als „Land in der Stadt“. Dieser Wert äußert sich in der Betrachtung dann als teleologisches Urteil darin, dass durch diese Symbolik der Widerspruch von Stadt und Land als (utopische) „Mensch-Natur-Harmonie“ aufgehoben zu werden scheint, ohne dass der Stadtbewohner gemäß einer radikalen Zivilisationskritik dem Streben nach (persönlichen und gesellschaftlichen) Fortschritt und der Stadt an sich entsagen muss. (vgl. ebd.)

5. Schlussfolgerung

Ziel dieser Arbeit war es aufzuzeigen, inwiefern die derzeit (gar als „neue Sommerblumenverwendung“ (Duthweiler 2001: 47) beworbenen und sich in der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreuenden „natürlichen“ Vegetationsbilder, die mit der gärtnerischen Praxis der Ansaat und der Wechselblor-Bepflanzung hergestellt werden, als zeitgemäßer erachtet werden können, als solche, die nicht diesen Gestaltungskriterien folgen (s. Kapitel 2). Es wurde folglich untersucht, worin der Wert, der diesen Vegetationsbildern anerkannten „Natürlichkeit“ besteht.

Dazu wurde die kulturhistorische Entstehung dieser Pflanzenverwendungen nachgezeichnet und in diesem Kontext aufgezeigt, dass erstens diese Vegetationsbilder keinesfalls eine „neue“ Pflanzenverwendung darstellen und zweitens diese in verschiedenen kulturellen Epochen stets auch von der Kritik der „Unnatürlichkeit“ begleitet wurden (s. Kapitel 3).

Desweiteren wurde dargestellt, dass und inwiefern Natur immer Träger symbolischer Bedeutung ist. Insbesondere die ländliche, kultivierte Natur als Kulturlandschaft besteht folglich als Sinnkonstrukt, wonach sie als Ausdrucksform einer idealen gesellschaftlichen Ordnung angesehen wird bzw. einer Gesellschaft, die sinnvoll-vernünftig handelt (s. Kapitel 4). So symbolisiert Kulturlandschaft seit der Aufklärung als Produkt der Kulturtätigkeit einer Gesellschaft (oder eines Volkes) einen idealisierten, harmonischen Zustand. Traditionell kultivierte Natur wurde so zum Symbol „idealer Ziele“, die es zu verwirklichen gilt und deren Verwirklichung der Mensch anstrebt bzw. anstreben soll. Ausgehend von der Entstehung des Landschaftsgartens als (symbolische) Abkehr von dem mit der absolutistischen Herrschaft verbundenen Barockgarten, beeinflusste das Ideal der

kultivierten, harmonischen, d.h. sinnvoll geordneten, Natur in der Folge stets die Gartenkunst und damit ebenso die Pflanzenverwendung, welche dieser Symbolik Ausdruck verleihen sollte (und soll). Zeithistorisch stellt die Entwicklung der Wechselflor-Bepflanzung eine gärtnerische Praxis dar, die sich ausgehend von der Ansaat (einjähriger) Arten vollzog und sich nur aufgrund notwendiger gärtnerisch-technischer Voraussetzungen so vollziehen konnte. Während in der Zeit des Barockgartens noch die Ansaat von Blumen überwog, rückte man im Laufe des 18. und insbesondere des 19. Jahrhunderts (durch die Verwendung des »bedding outs«) unter dem Aspekt der Herstellung eines möglichst „ganzjährigen“ Blüteflors mit einjährigen Arten von dieser Pflanzenverwendung ab und verwendete fortan – auch im öffentlichen Raum – dazu vor allem die Wechselflor-Bepflanzung.¹ Diese gärtnerische Praxis kam durch die »Teppichgärtnerei«, insbesondere in Deutschland, zu ihrem Höhepunkt, wurde aber seit der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert wieder in Form einer „schlichteren“ Gestaltung angewendet. Diese Weise der Wechselflor-Bepflanzung findet seitdem vielerorts bis heute so Verwendung. Die (Wieder-)Verwendung der Ansaat von Blumen kam in Deutschland ab den 1980er Jahren auf, hielt aber bis dahin zunächst nicht in einem solchen Umfang wie die Wechselflor-Bepflanzung Einzug in den öffentlichen Raum, sondern wurde erst ab den späten 1990er Jahren mit der Vermarktung als ökologisch-ästhetisch wertvolle „Blumenwiesen“ Bestandteil des Repertoires der Grünplanung der Gartenämter.

Dass die Symbolik der Natur als Landschaft auch der Pflanzenverwendung in der Gartenkunst zu Grunde liegt, wurde in der Betrachtung der Pflanzenverwendung in den jeweiligen Gartenanlagen bzw. Schmuckbeeten des 17. bis 20. Jahrhunderts und der jeweiligen Abkehr von diesen Gestaltungskriterien basierend auf einer Kritik der

¹ Wie aufgezeigt, fanden dabei immer auch Stauden, bisweilen kompakt wachsende Klein-Sträucher, wie etwa Rhododendron, Verwendung.

„Unnatürlichkeit“ deutlich. Während man im Barockgarten versuchte, unter großem Aufwand „ewigen Frühling“ herzustellen, d.h. stets blühende Pflanzen aufzubieten und das Vegetationsbild permanent veränderte, um so durch die künstlerische Überhöhung der Natur die Macht des Königs zu veranschaulichen, wurde dieser Gestaltungsansatz in der Folge als „unnatürlich“ kritisiert und negiert. Durch die (demokratische) Aufklärung wurde die absolutistische Herrschaftsform abgelehnt und sich auf ein „Naturrecht“ berufen, d.h. ein jeder Mensch wurde als gleichwertig angesehen, so dass dementsprechend auch gesellschaftliche Ordnungen rational begründet werden mussten. Der zu Beginn des 18. Jahrhunderts von England aus entstandene Landschaftsgarten wurde damit explizit dem Barockgarten und der dort zum Ausdruck kommenden Prunksucht der absolutistischen Herrscher in seiner „natürlicheren“, schlichteren Gestaltung als Sinnbild entgegengestellt. Prachtvolle Blumenarrangements und Schmuckbeete, wie sie im Barock-Garten angelegt wurden, waren, als offensichtlich durch den Menschen Gestaltetes, Teil der künstlerisch geformten Natur, von der man sich mit dem Landschaftsgarten distanzierte. Erst mit der (erneut) aufkommenden Kritik der „Unnatürlichkeit“, etwa durch Repton zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die der Ansicht folgte, dass ein jeder Garten an sich ein künstlicher sei, kam eine formalere Gestaltung als Gartenparterres wieder in Mode und damit auch eine umfangreiche Bepflanzung der dortigen Schmuckbeete. Unter dem Einfluss neuer technischer (Anzucht-)Möglichkeiten und der Einfuhr exotischer Pflanzen, entwickelte sich nun auch im Bürgertum das Interesse an der Gartenkunst. Als Resultat konnte erst die Wechselflor-Bepflanzung im 19. Jahrhundert als solche gärtnerische Praxis entstehen, wie sie heute praktiziert wird. Die Gestaltung der Gartenparterres stellte dabei im Wesentlichen eine Rückkehr zu den schon im Barockgarten geltenden architektonischen, streng-formalen Gestaltungskriterien dar, wobei sich allerdings in historisierender Weise vergangenen Stil-Epochen bedient wurde.

Diese Entwicklung der Gartengestaltung vollzog sich in vergleichbarer Weise auch in Deutschland. Ausgehend von den herrschaftlichen Gartenanlagen hielt die Bepflanzungspraxis des Wechselflors nun Einzug in die gegen Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt entstehenden Villengärten, Grünanlagen und Schmuckplätze. Das mit Wechselflor bepflanzte Teppichbeet, wurde dabei gerade in Deutschland, auch unter den (nationalistisch begründeten) Bemühungen zur Schaffung eines eigenen „Deutschen Stils“, zur Mode der Schmuckbeetgestaltung. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts – und damit im Kontext der zunehmenden Industrialisierung und einem stetig zunehmenden Bewusstsein derer negativen Auswirkungen – distanzierte man sich davon jedoch, wiederum unter dem Einfluss der Kritik der „Unnatürlichkeit“, und ging über zu einer „natürlicheren“ Gestaltung. Vor allem im öffentlichen Raum hielt man dabei aber an der Praxis der Wechselflor-Bepflanzung fest, wobei diese aber nun unter anderen, als „schlichter“ geltenden, gestalterischen Kriterien angewendet wurde. Den in der Teppichgärtnerei noch angelegten aufwendigen Beetformen und ornamentalen Pflanzmustern wurde entsagt und nun vielmehr farblich intensive, aber weniger komplexe Vegetationsbilder hergestellt. Folglich wurde in Deutschland bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Wechselflor-Bepflanzung im öffentlichen Raum in einer Weise verwendet, wie sie nun durch Brunsing und Duthweiler kritisiert wird. Die von Duthweiler und Brunsing beworbenen „natürlicheren“ Vegetationsbilder der Millefleurs-Pflanzung hingegen existierten bereits in den Parterres der Barockgärten gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Jedoch wurden diese paradoxerweise ebenfalls durch die Kritik der „Unnatürlichkeit“ mit der Entstehung des Landschaftsgartens verbannt. Auffallend ist hierbei, dass die Entwicklung, hin zu den nun kritisierten Vegetationsbildern mit der Wechselflor-Bepflanzung, ebenfalls aus der Kritik der „Unnatürlichkeit“ an den Teppichbeeten resultierte. Dies ermöglichte erst jene von Duthweiler und Brunsing beschriebenen Pflanzungen im

öffentlichen Raum, die vor allem in der Nachkriegszeit, also „in den 60er und 70er Jahren oft in plakativer Farbigkeit und prägnanter Großflächigkeit eingesetzt“ wurden und von denen man sich in den „80er und frühen 90er Jahren“ (Duthweiler 2010: 47) abgewendete, wobei diese allerdings eben bis heute im öffentlichen Raum weiter existieren.

Deutlich wird somit, dass die *Forderung nach Natürlichkeit* eine zeithistorisch immer wiederkehrende ist. Diese lässt sich auch bei der „neueren“ Pflanzenverwendung als Ansaat erkennen, welche in Deutschland durch die AG Freiraum und Vegetation praktiziert wurde und derzeit nun vermehrt im öffentlichen Raum in Form der „Blumenwiesen“ wird. Diese Ansätze der Ansaat entstanden zwar jeweils aus unterschiedlichen Intentionen, waren jedoch beide an konkreten, „natürlichen“ Vorbildern angelehnt (die Stadtbrache als augenscheinlich nicht durch den Menschen beeinflusster Raum bzw. die Wiesen der Schwäbischen Alb). So resultier(t)en auch hier aus beiden Ansätzen in erster Linie „natürliche“ Vegetationsbilder, mit denen seitens der AG Freiraum und Vegetation dem „Weggrünen“ der administrativen, „herrschaftlichen“ Grünplanung und seitens der Stadt Mössingen dem kostenintensiven, aber auch eintönigen Scherrasen begegnet wurde bzw. wird. Während jedoch die Stadt Mössingen explizit auf den ästhetischen Wert, nämlich die „natürliche“ Wirkung, der Ansaaten verweist und in dieser Absicht vermarktet, negierte die AG Freiraum und Vegetation strikt jede gestalterische und ästhetische Komponente. Dennoch wurden auch hier, entgegen des eigentlichen theoretischen Ansatzes, gezielt schön blühende Arten den Ansaaten beigegeben, um so vordergründig den Gebrauchswert zu erhöhen („Blumenpflücken“), jedoch vor allem aber das Vegetationsbild „ästhetisiert“.

Das bedeutet, dass sich auch in diesen Ansätzen, die in den 1970er Jahren einsetzende Entwicklung einer, wenn auch mit unter dem Aspekt der ökologischen Begründbarkeit, „natürlicheren“ Pflanzenver-

wendung darin äußert, dass gerade die ländliche Natur aus dem Kontext der Ideallandschaft des Konservativismus als Ideal der „Natürlichkeit“ einbezogen wurde. In der seitdem bestehenden Tendenz der Abkehr von einer überwiegend progressiven gesellschaftlichen Haltung in der Nachkriegszeit hin zu einer nun (unter dem Aspekt der Landschaftswahrnehmung!) konservativen, liegt die gesellschaftliche inhärente Vorstellung begründet, nach der die ländliche Natur bzw. die traditionelle Kulturlandschaft und damit die, etwa unter dem Aspekt der Ertragsoptimierung im Zuge einer rationalisierten Landwirtschaft rückgängigen, artenreichen Wiesen als Idealzustand der Natürlichkeit und als schützenswert erachtet werden. Dadurch, dass die „Blumenwiesen“ und die Millefleurs-Pflanzungen, als „natürliche“ Variante der Wechselflor-Bepflanzung, an das Vorbild der bunt- und vielfältig blühenden Wiesen angelehnt sind, transportieren diese Vegetationsbilder somit die Symbolik eines Landschaftsideal, das teleologisch als Mensch-Natur-Harmonie gedeutet wird.

Zusammenfassend steht somit die Wahrnehmung und Beurteilung künstlerisch angelegte Natur immer in Abhängigkeit des jeweiligen „Zeitgeists“, d.h. sie sind abhängig von jeweiligen Weltanschauungen, die – sofern überwiegend gesellschaftlich inhärent – ein gestalterisches Ideal als Mode begründen können. Diese Wahrnehmung der künstlerisch angelegten Natur und gerade die Deutung dieser in der „Natürlichkeit“, unterliegt somit einem stetigen kulturhistorischen Wandel unter dessen Einfluss, das zeigt die zeithistorische Betrachtung, auch gleiche Vegetationsbilder unterschiedlich gedeutet werden können. Insgesamt besteht der Einfluss der symbolischen Bedeutung der Natur jedoch stets darin, dass diese als Sinnkonstrukt dient, über das die Kritik an bestehenden Ordnungen formuliert wird, indem sich einen *natürlicheren* (wieder) zugewandt werden soll.

Dass sich diese symbolische Bedeutung nun derzeit auch (wieder) in einer *Mode* der Pflanzenverwendung äußert, lässt sich daher auch daran erkennen, dass die Kritik der „Unnatürlichkeit“ geübt

wird. Diese Pflanzenverwendung stellt somit als Mode zwar keine substantielle Neuerung dar, sondern greift sowohl gestalterisch als auch symbolisch auf bereits vorformulierte Kriterien und Ideale zurück. Dadurch aber, dass diese Vegetationsbilder eine überwiegend positive (ästhetische) Beurteilung erfahren, zeigt sich, dass sie ausgehend von der derzeit aktuellen (latent zivilisationskritischen) Vorstellung idealer Landschaft, gerade im Kontext der Stadt und einer grundsätzlich progressiven Lebensweise des Menschen, äußerst bedeutsam und daher als zeitgemäßer zu erachten sind, als solche, die in der „herkömmlichen“ Weise mit der Wechselflor-Bepflanzung hergestellt werden, da sie den Ansprüchen der Betrachter besser gerecht werden (s. Kapitel 4.6).

6. Literatur- und Abbildungsverzeichnis

6.1 Literatur

Bataille, G. (1957): *L'Érotisme* (Der heilige Eros). Deutsche Übersetzung 1963. Darmstadt, Neuwied. (zitiert n. Trepl 2012a: 100, 102).

Berthold, J. (1900): Vorwort.

In: Levy, Ernst (1900): *Muster-Album der modernen Teppichgärtnerei*. 182 Entwürfe mit 635 Bepflanzungsangaben. 7. Auflage, bearbeitet von J. Berthold, erweitert von B. Otte. Leipzig.

Bibliographisches Institut GmbH (2013a): www.duden.de. Ideal. www.duden.de/rechtschreibung/Ideal [Zugriff: 05.04.2014]

Bibliographisches Institut GmbH (2013b): www.duden.de. Idealbild. www.duden.de/rechtschreibung/Idealbild [Zugriff: 05.04.2014]

Bibliographisches Institut GmbH (2013c): www.duden.de. Eudämonismus. www.duden.de/rechtschreibung/Eudämonismus [Zugriff: 05.04.2014]

Bibliographisches Institut GmbH (2013d): www.duden.de. Teleologie www.duden.de/rechtschreibung/Teleologie [Zugriff: 22.07.2014]

Bibliographisches Institut GmbH (2013e): www.duden.de. Theodizee www.duden.de/rechtschreibung/Theodizee [Zugriff: 22.03.2014]

Bierhals, E. (1984): Die falschen Argumente? Naturschutzargumente und Naturbeziehungen.

In: Landschaft und Stadt, 16 (1/2). S. 117–128. (zitiert n. Körner 2001: 357).

Böse, H./Hülbusch, K. H. (1989): Cotoneaster und Pflaster – Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel.

In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation e.V. (Hrsg.) (1989): Nachlese: Freiraumplanung. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 10. Kassel.

Brandes, D. (1983): Stadtvegetation als Unterrichtsgegenstand.

In: Praxis der Naturwissenschaften (1983). Jg. 32 (2). Braunschweig. S. 35–55.

Braun-Blanquet, J. (1964): Pflanzensoziologie. Grundzüge der Vegetationskunde. 3. neubearbeitete Auflage. Wien. New York. (auch zitiert nach Brandes 1983: 54).

Brodersen, A. (1921): Blumenschmuck im Großstadtpark.

In: Gartenschönheit, Jg. 2. S. 56. (ohne Nennung des Erscheinungsortes nach Duthweiler 2011: 280, zitiert n. Duthweiler 2011: 82).

Brunsing, M. (2010): Baden-Badens blühende Beete – Ein Plädoyer für Wechselblor im öffentlichen Raum.

In: Stadt + Grün. 2010, Jg. 59, Nr.11. Berlin. S. 18–23.

Buchwald, K. (1956): Gesundes Land – gesundes Volk.

In: Baden-Württembergische Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.): Landschaftsschutz und Erholung. Band 24. S. 56–71. (zitiert n. Körner 2001: 113 / Körner/Eisel 2003: 18).

Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (o.J.): www.bund.net. Wissenswertes über Wiesen und Weiden. http://www.bund.net/themen_und_projekte/biologische_vielfalt/wiesen_weiden/wissenswertes/ [Zugriff: 15.04.2014]

von Buttlar, A. (1989): Der Landschaftsgarten. Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik. Dumont, Köln. (zitiert n. Musiolek 2005: 9).

d'Argenville, A. J. D. (1713): *La Théorie et la Pratique du Jardinage* etc. Paris. 1. Auflage. Deutsche Übersetzung von Anton Danreiter. 1731, Augsburg.

d'Argenville, A. J. D. (1760): *La Théorie et la Pratique du Jardinage* etc. Paris.

Reprografischer Nachdruck mit einer Einleitung von Hans Foramitti. 1972. Hildesheim, New York. (zitiert n. Hansmann 2009: 85).

d'Aviler, A. C. (1691): *Cours d'Architecture*. Paris. (zitiert n. Wimmer 1989: 117 und dessen eigener Übersetzung).

Deuchler, F. (1966): *Der Tausendblumentepich* in Bern. Stuttgart.

Die Gartenkunst (1912): Nr. 14 (ohne nähere Angaben zum Autor, Artikel und Erscheinungsort nach Wimmer 1991: 15). (zitiert n. Wimmer 1991: 10).

Dierschke, H. (1994): *Pflanzensoziologie. Grundlagen und Methoden*. Stuttgart.

Döler, H. P./Haag, C./Genser, J. (Hrsg.) (1995): Magerrasen. Biotope in Baden-Württemberg; 4. Karlsruhe.

Unter: http://www.boa-bw.de/jspview/downloads/frei/bsz305209744/0/so_bio04.html [Zugriff: 27.03.2014]

Duthweiler, S. (2010): Landschaftliche Sommerblumenverwendung. In: Gartenpraxis. 2010. Nr. 5. Stuttgart. S. 46–51.

Duthweiler, S. (2011): Neue Pflanzen für neue Gärten – Entwicklung des Farbsortiments von Stauden und Blumenzwiebeln und ihre Verwendung in Gartenanlagen zwischen 1900 und 1945 in Deutschland. Worms.

Dürr Samen (2013): www.duerr-samen.de. Original Mössinger Sommer. <http://www.duerr-samen.de/pix/PDF-Moessinger-Sommer.pdf>. [Zugriff: 26.03.2012]

EiBholtz, J. S. (1684): Vom Garten-Baw: oder Unterricht von der Gärtnerey etc. Cölln an der Spree. (1. Auflage 1666). Reprografischer Nachdruck mit einem Nachwort von Harri Günther. 1987, Leipzig. (zitiert n. Hansmann 2009: 64, 65).

Evert, K. J. (Hrsg.) (2001): Lexikon – Landschaftsplanung- und Stadtplanung. Berlin, Heidelberg, New York.

Friedrich-Schiller-Universität Jena (2013): www.personal.uni-jena.de. Allgemeines über Wiesen. <http://www.personal.uni-jena.de/~lgpju/seite1.html> [Zugriff: 11.04.2014]

FSBio-Hannover (2012): www.fsbio-hannover.de. Lebensraum Salzwiese. <http://www.fsbio-hannover.de/oftheweek/115.htm> [Zugriff: 27.03.2014]

Gaissmayer, D. (o.J.): www.gaissmayer.de. Millefleurs – Maxifleurs. www.gaissmayer.de/index/seiten/blumenzwiebeln/millefleurs-maxifleurs.htm [Zugriff: 21.04.2014]

Gelinsky, E. (2008): Vielfalt und regionale Eigenart als strukturierende Prinzipien einer Kulturtheorie des Essens. Eine ideengeschichtliche Rekonstruktion am Beispiel der Organisation Slow Food. Beiträge zur Kulturgeschichte Natur 17. (zitiert n. Trepl 2012a: 155).

Gothein, M. L. (1926): Geschichte der Gartenkunst. Zweiter Band – Von der Renaissance in Frankreich bis zur Gegenwart. Jena. Verwendet wurde der Nachdruck der 2. Auflage, 2010. München.

van der Groen, J. (1669): *Le Jardinier Hollandois etc. / Der Niederländischer Gärtner etc.* Amsterdam. (zitiert n. Hansmann 2009: 11).

Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. In: *Technik und Wissenschaft als „Ideologie“*. Frankfurt a. M. S.146–168. (zitiert n. Trepl/Kirchhoff/Voigt 2005: 3).

Hampel, W. (1891): *Die moderne Teppichgärtnerei*. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin.

Hansmann, W. (2009): *Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten*. Worms.

Hansen, R./Stahl, F. (1990): *Die Stauden und ihre Lebensbereiche in Gärten und Grünanlagen*. 4. Auflage. Stuttgart.

Hard, G. (1970): „Was ist Landschaft?“ –Über Etymologie als Denkform in der geographischen Literatur.

In: Bartels, D. (Hrsg.): Wirtschafts- und Sozialgeographie. Köln, Bonn. (=Neue Wissenschaftliche Bibliothek Bd. 35). (zitiert n. Trepl 2012a: 25).

Hard, G. (1997): „Was ist Stadtökologie?“ – Argumente für eine Erweiterung des Aufnahmehorizonts ökologischer Forschung. S. 100–113. In: Erdkunde. 1997, Band 51.

Hass, A./Hoheisel, D./Kangler, G./Kirchhoff, T./Putzhammer, S./Schwarzer, M./Vicenzotti, V./Voigt, A. (2012): Sehnsucht nach Wildnis. In: Kirchhoff, T./Vicenzotti, V./Voigt, A. (Hrsg.) (2012): Sehnsucht nach Natur. Bielefeld. S. 107–142.

Heicke, C. (1891): Welche Mittel stehen dem Gärtner zu Gebote, um den Gegensatz zwischen den Formen der Architektur und der Gartenkunst zu mildern?

In: Zeitschrift für bildende Gartenkunst. S. 49–53. (zitiert n. Milchert 1987: 19).

Heinemann, G./Pommerening, K. (1989): Besetzung und Sicherung des Lebensortes.

In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation e.V. (Hrsg.) (1989): Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume – dargestellt an ausgewählten Beispielen der Stadt Kassel. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 12. 2. Auflage. Kassel.

Herder, J. G. (1965/Original 1784–1791): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Bd. 1 und 2. Berlin. Weimar. (zitiert n. Trepl 2012a: 148–153).

Hessdörffer, M. (1907).

In: Hampel, W. (1896): Die moderne Teppichgärtnerei. 7. Auflage. Berlin. (ohne nähere Angaben zum Artikel nach Wimmer 1991: 15, zitiert n. Wimmer 1991: 8).

Hibberd, S. (1884): The amateur's flower garden etc. London.

von Hirschfeld, C. L. (1779–1785): Theorie der Gartenkunst. 5 Bände. Leipzig. Nachdruck in zwei Bänden (1973). Mit einem Vorwort von Hans Foramitti. Hildesheim, New York. (zitiert n. Hansmann 2009: 11).

Hitler, A. (1943): Mein Kampf. 2 Bände in einem Band. 851–855. Auflage (1. Auflage: Band 1, 1925/ Band 2, 1927). München.

Hobbes, T. (1651): Leviathan. Or the Matter, Form, and Power of a Commonwealth, Ecclesiastical and Civil. London, New York. Auflage von 2005. (zitiert n. Trepl 2012a: 73).

Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen (2010): www.fluswiki.hfwu.de. Mischpflanzung. www.fluswiki.hfwu.de/index.php/Mischpflanzung [Zugriff 25.05.2014]

Hoffmann, A. (1963): Der Landschaftsgarten.

In: Hennebo, D./Hoffmann, A. (1963): Die Geschichte der deutschen Gartenkunst. In drei Bänden. Band 3. Hamburg. (zitiert n. Musiolek 2005: 5).

Hoimann, S. (2003): Die Natur ins Haus holen. Zur Architektur von Orangerien und Gewächshäusern im 18. Jahrhundert. S. (47–70).

In: Landwehr, J. (Hrsg.) (2003): Natur hinter Glas. Zur Kulturge-schichte von Gewächshäusern und Orangerien. St. Ingbert.

Hülbusch, K. H. (1980): Stadtgrün ohne Stadtgärtner.

In: Basler Magazin, Nr. 15. (zitiert n. Kreikenbaum 1986: 16).

Hülbusch, K. H. (1986): Blendwerk – Hochschulbau auf neuen Wegen.

In: Bauwelt Jg. 77 (7/8), Berlin. S. 218. (auch zitiert nach Sauerwein 1999: 86).

Hülbusch, K. H. (1988): Zu den Notizbüchern und zur Kasseler Schule.

In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation e.V. (Hrsg.) (1988): Träume von Säumen. Kasseler Kalkschotterdecken. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 7. Kassel.

Hülbusch, K. H. (1989): Collagen – 15 Jahre Kassel(er Schule).

In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation e.V. (Hrsg.) (1989): Nachlese: Freiraumplanung. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 10. Kassel.

Journal of Horticulture, Cottage Gardener, and Home-Farmer (1879):

N. S. 36, 1879, S. 178. (ohne Nennung des Erscheinungsortes und des Autors nach Wimmer 1991: 15, zitiert n. Wimmer 1991: 9).

Kant, I. (1777): Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Wilhelm

Weischedel. Frankfurt a. M. (zitiert n. Trepl 2012a: 109, 110, 111, 112).

Kingsbury, N. (2004): Contemporary overview of naturalistic planting design.

In: Dunnett, N./Hitchmough, J. (Hrsg.): The Dynamic Landscape. Design, Ecology and Management of Naturalistic Urban Planning. Spon Press. New York. S. 81–126.

Kirchhoff, T. (2012): Natur – Landschaft – Wildnis.

Unter: Bundeszentrale für politische Bildung: www.bpb.de. Na-

tur – Landschaft – Wildnis. <http://www.bpb.de/gesellschaft/umwelt/dossier-umwelt/76052/natur-landschaft-wildnis?p=all> [Zugriff: 2014.03.20]

Koschorke, A. (1990): Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern. Frankfurt a.M. (zitiert n. Trepl 2012a: 39, 102, 122).

Kowarik, I. (1993): Stadtbrachen als Niemandsländer, Naturschutzgebiete oder Gartenkunstwerke der Zukunft?
In: Geobot Kolloq (1993). Nr. 9., Frankfurt a. M. S. 3–24.

Körner, S. (2001): Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Dissertation. – Schriftenreihe der Fakultät Architektur Umwelt Gesellschaft – Nr. 118. Berlin.

Körner, S./Eisel, U. (2003): Naturschutz als kulturelle Aufgabe – theoretische Rekonstruktion und Anregungen für eine inhaltliche Erweiterung.
In: Körner, S./Eisel, U./Nagel, A. (Hrsg.) (2003): Naturschutzbegründungen. Bonn. S. 5–49.

Körner, S./Heger, T./Hadbawnik, K./Jäger, K./Vicenzotti, V. (2002): Stadtökologie und Freiraumnutzung. Freiräume an der Universität Gesamthochschule Kassel.
In: Stadt + Grün, Jg. 51 (9), Berlin. S. 33–43.

Krausch, H. D. (2003): „Kaiserkron und Päonien rot...“. Entdeckung und Einführung unserer Gartenblumen. 1. Auflage. Hamburg.

Kreikenbaum, H. (1986): Gesamthochschule Kassel, Standort Hol-
ländischer Platz.

In: Garten + Landschaft, Jg. 96 (8), München. S. 16–18.

Krünitz, J. G. (1779): Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines
System der Land-Haus- und Staats-Wirthschaft in alphabetischer
Ordnung (ursprünglicher Titel), 242 Bände. Berlin 1773–1858: Band
16, 1779; Band 232 (geänderter Titel), 1856. (zitiert n. Hansmann
2009: 11).

Landwehr, J. (Hrsg.) (2003): Natur hinter Glas. Zur Kulturgeschichte
von Gewächshäusern und Orangerien. St. Ingbert.

Lange, Th. (1888).

In: Gartenflora, Nr. 37. (ohne Angaben zum Artikel oder Erschei-
nungsort nach Wimmer 1991: 15, zitiert n. Wimmer 1991: 10).

Lange, V. (2012): Blumenwiesen in Kassel – Attraktive und pflege-
leichte Blühflächen für die Stadt.

In: Stadt + Grün. 2012, Jg. 61, Nr. 9. Berlin. S. 33–37.

Levy, E. (1900): Muster-Album der modernen Teppichgärtnerei. 182
Entwürfe mit 635 Bepflanzungsangaben. 7. Auflage, bearbeitet von
J. Berthold, erweitert von B. Otte. Leipzig.

Liger, L. (1715): Historischer und verständiger Blumengärtner, oder
Unterricht von Bau- und Wartung der Blumen, Bäume und Stauden-
Gewächse, so zur Aufputzung eines Gartens dienen können etc. Leip-
zig. Raubdruck in deutscher Übersetzung des französischen Ori-
ginals (1706) von Moritz Georg Weidmann, vermehrt um weitere Teile,
die nicht von Liger stammen. (zitiert n. Hansmann 2009: 72, 381f.).

Magel, E. M. (2004): Tüeckische Zierpflanzen, duftender Kohl.
Unter: www.faz.net/aktuell/rhein-main/frankfurt/palmengarten-tueeckische-zierpflanzen-duftender-kohl-1174584.html
[Zugriff: 24.04.2014]

Mäding, E. (1942): Landespflege. Die Gestaltung der Landschaft als Hoheitsrecht und Hoheitspflicht. Berlin. (zitiert n. Körner 2001: 59).

Meyer, G. (1860): Lehrbuch der schönen Gartenkunst. Nachdruck von 1985. Berlin (zitiert n. Musiolek 2005: 33).

Milchert, J. (1987): Stadtverschönerung durch Gartenkunst (1887–1904). S. 18–20.
In: Garten + Landschaft. 1987, Jg. 97, Nr. 1. München.

Musiolek, A. (2005): Blühende Gartenräume. Der englische Einfluss auf Gestaltung und Pflanzenverwendung im deutschen architektonischen Hausgarten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Schriftenreihe der Fakultät –Architektur Umwelt Gesellschaft–. Nr. S 15. Berlin.

Nonnenmacher, G. (1989): Die Ordnung der Gesellschaft. Mangel und Herrschaft in der politischen Philosophie der Neuzeit: Hobbes, Locke, Adam, Smith, Rousseau. Weinheim. (zitiert n. Trepl 2012a: 45).

Piepmeier, R. (1980): Das Ende der ästhetischen Kategorie `Landschaft`.
In: Westfälische Forschungen 30. S. 1–46. (zitiert n. Trepl 2012a: 61).

Praxenthaler, J. (1996): Wildnis. Vom Ort des Schreckens zum Ort der Sehnsucht nach Vergöttlichung. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der TU München.
Unter: http://www.wzw.tum.de/loek/forschung/download/wildnis_dipl_praxenthaler.pdf.

Regierungspräsidium Freiburg (2008): www.rp.baden-wuerttemberg.de. Begriffserklärungen. <http://www.rp.baden-wuerttemberg.de/servlet/PB/menu/1192039/index.html> [Zugriff: 23.04.2014]

Ressi, W./Aigner, S. (2010): Wiesen und Almen – Hot Spots der Biodiversität.

Unter: <http://www.kalkalpen.at/system/web/zusatzseite.aspx?menuonr=222370592&detailonr=224152242> [Zugriff: 27.03.2014]

Rice, G. (2007): The Royal Horticultural Society: Stauden. Die große Enzyklopädie. München.

Riehl, W. H. (1854): Land und Leute.

In: Ders.: Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Bd. 1. Stuttgart, Tübingen. (zitiert n. Trepl 2012a: 180, 181).

Rigaud, J. (1753): Legende seines Sticks vom Blumenparterres des Grand Trianon. (zitiert n. Hansmann 2009: 18).

Ritter, J. (1963): Landschaft – Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft.

In: Ders.: Subjektivität – Sechs Aufsätze. Frankfurt a. M. S. 141–163. (zitiert n. Praxenthaler 1996: 35).

Ritter, J. (1989): Landschaft – Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft.

In: Ders.: Subjektivität – Sechs Aufsätze. Frankfurt a. M. S. 141–163. (Erstausgabe 1963). (zitiert n. Trepl 2012a: 55).

Robinson, W. (1881).

In: The Garden, Nr. 20. (ohne nähere Angaben zum Artikel und Erscheinungsort nach Wimmer 1991: 15, zitiert n. Wimmer 1991: 9).

Robinson, W. (1896): *The English Flower Garden*. London. (zitiert n. Wimmer 1991: 9).

Rücker, K. (2012): Mössingen macht's möglich. Großflächige Blumenansaaten.

In: *Gartenpraxis*. 38. Jahrgang. Heft 9. 70–75.

Sauerwein, B. (1993): Krautern mit Unkraut – Vegetationshandwerkliche Erfahrungen am Holländischen Platz.

In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation e.V. (Hrsg.) (1993): *Gut gesät*. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 29. Kassel.

Sauerwein, B. (1996): *Vegetationshandwerk und acht Jahre Freiraumpflege – Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel (GhK) am Holländischen Platz (HoPla)*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Kassel.

Sauerwein, B. (1999): *Freiraumplanung und Vegetationshandwerk. Die Freiräume der Gesamthochschule Kassel, Standort Holländischer Platz*.

In: Körner, S./Heger, T./Nagel, A./Eisel, U. (Hrsg.) (1999): *Landschaftsentwicklung und Umweltforschung – Schriftenreihe im Fachbereich Umwelt und Gesellschaft – Nr. 111. Naturbilder in Naturschutz und Ökologie*. Berlin.

Schmidt, C. (2005): *Neue Pflegekonzepte für nachhaltige Staudenpflanzungen*.

In: *Stadt + Grün*(2005). Jg. 54 (3), Berlin. S. 30–35.

Schmidt, C. (2006): *Ökologische Strategien und Pflanzenverwendung*.

In: *Gartenpraxis* (2006). Jg. 32 (3), Stuttgart. S. 24–33.

Siegmund, A. (2010): Der Landschaftsgarten als Gegenwelt. Ein Beitrag zur Theorie der Landschaft im Spannungsfeld von Aufklärung, Empfindsamkeit, Romantik und Gegenaufklärung. Dissertation, Technische Universität München. (zitiert n. Trepl 2012a: 155).

Simmel, G. (1903): Das Schöne und die Kunst.

In: Landmann, M. (1957): Brücke und Tier. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart. S. 141–152. (zitiert n. Trepl 2012a: 31).

Stadt Mössingen (o.J.a): www.moessingen.de. Mössinger Blumensamenmischung. www.moessingen.de/de/Freizeit+Tourismus/Broschüren-und-Shop/Mössinger-Blumensamen-Mischung [Zugriff: 23.04.2014]

Stadt Mössingen (o.J.b): www.blumenstadt.eu. Die Anfänge der Blumenstadt Mössingen. <http://www.blumenstadt.eu/moessingen/anfaenge.html> [Zugriff: 26.03.2012]

Stadt Mössingen (o.J.c): www.blumenstadt.eu. Mössingen, die Blumenstadt. <http://www.blumenstadt.eu/moessingen/blumenwiesen.html> [Zugriff: 26.03.2012]

Stromer von Reichenbach, W. A. (1671): Die edle Garten-Wissenschaft etc. Nürnberg. (zitiert n. Wallach 1987: 276, zitiert n. Hansmann 2009: 357).

Trepl, L. (1992): Natur in der Stadt.

In: Deutscher Rat für Landespflege (1992). Heft 6, Meckenheim. S. 30–32.

Trepl, L. (1998): Die Natur der Landschaft und die Wildnis der Stadt. (in leicht abgewandelter Form erschienen in: Kowarik, I./Schmidt, E./Sigel, B. (Hrsg.) (1998): Naturschutz und Denkmalpflege. Zürich. S. 77–88). Unter: www.wzw.tum.de/loek/publikationen/abstracts/224.pdf [Zugriff: 15.03.2014]

Trepl, L. (2012a): Die Idee der Landschaft. Bielefeld.

Trepl, L. (2012b): Das Fliegen gelingt nicht mehr. In: Kirchhoff, T./Vicenzotti, V./Voigt, A. (Hrsg.) (2012): Sehnsucht nach Natur. Bielefeld. S. 21–32.

Trepl, L./Kirchhoff, T./Voigt, A. (2005): Natur. (in leicht abgewandelter Form erschienen in: Handwörterbuch der Raumordnung. Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Hannover. S. 685–692). Unter: www.wzw.tum.de/loek/mitarbeiter/trepl/index.php?cont=publikationen [Zugriff: 12.03.2014]

Tüxen, R. (1957): Entwurf einer Definition der Pflanzengesellschaft (Lebensgemeinschaft). Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. N. F. 6/7. S. 151. (zitiert nach Brandes 1983: 37).

Vicenzotti, V. (2005): Stadt und Wildnis. Die Bedeutung der Wildnis in der konservativen Stadtkritik Wilhelm Heinrich Riehls. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der Technischen Universität München. (zitiert n. Trepl 2012a: 183).

Vicenzotti, V. (2010): Stadt, Kulturlandschaft oder Wildnis? Eine Analyse unterschiedlicher Lesarten. Dissertation. Technische Universität München. (zitiert n. Trepl 2012a: 131).

Wallach, K. (1987): Vom Blumengarten der Renaissance.

In: Arx. 1987, Nr. 2. S. 272–277. (zitiert n. Hansmann 2009: 357).

Weber, M. (1904): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis.

In: Winkelmann, J. (Hrsg.) (1988): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber. Tübingen. S. 146–214. (zitiert n. Trepl 2012a: 44).

Weber, U. (Hrsg.) (2001): Biologie Oberstufe. Gesamtband, 1. Auflage. Berlin.

Wiepking-Jürgensmann, H. F. (1940): Das Landschaftsgesetz des weiten Ostens.

In: Neues Bauerntum, 34 (1). S. 5–18. (zitiert n. Körner 2001: 33).

Wiepking-Jürgensmann, H. F. (1942): Die Landschaftsfibel. Berlin. (zitiert n. Körner 2001: 27).

Wiepking, H. F. (1949): Aufgaben der Landespflege. Vortrag am 1. Hochschultag der Hochschule für Gartenbau und Landeskultur in Hannover am 15. Juli 1949.

In: Garten+Landschaft, 59 (9/10). S. 1–6. (zitiert n. Körner 2001: 84).

Wimmer, C. A. (1989): Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt.

Wimmer, C. A. (1991): Die Kunst der Teppichgärtnerei. S. 1–16.

In: Die Gartenkunst. 1991, Jg. 3, Nr. 1. Worms.

Winkler (1892): (ohne nähere Angaben zum Artikel). (zitiert n. Milchert 1987: 20)

6.2 Abbildungen

Abb. 01:

Duthweiler, S. (2010): Landschaftliche Sommerblumenverwendung.
In: Gartenpraxis. 2010, Nr. 5. S. 46.

Abb. 02+03:

Duthweiler, S. (2010): Landschaftliche Sommerblumenverwendung.
In: Gartenpraxis. 2010, Nr. 5. S. 50.

Abb. 04:

Brunsing, M. (2010): Baden-Badens blühende Beete – Ein Plädoyer
für Wechselflor im öffentlichen Raum.
In: Stadt+Grün. 2010, Jg. 59, Nr. 11. Berlin. S. 18f.

Abb. 05:

Brunsing, M. (2010): Baden-Badens blühende Beete – Ein Plädoyer
für Wechselflor im öffentlichen Raum. In: Stadt+Grün. 2010, Jg. 59,
Nr. 11. Berlin. S. 22.

Abb. 06+07:

Brunsing, M. (2010): Baden-Badens blühende Beete – Ein Plädoyer
für Wechselflor im öffentlichen Raum. In: Stadt+Grün. 2010, Jg. 59,
Nr. 11. Berlin. S. 21.

Abb. 08:

Schmitz, S. (Umwelt- und Gartenamt der Stadt Kassel).

Abb. 09+10:

Eigene Abbildungen.

Abb. 11:

Lange, V. (2012): Blumenwiesen in Kassel.

In: Stadt+Grün. 2012, Jg. 61, Nr. 9. Berlin. S. 34.

Abb. 12–14:

Eigene Abbildungen.

Abb. 15:

www.glemmtalerhof.at/img/dyn/popup/52653183-832c-4613-84be-58dfbc281da7.jpeg [Zugriff: 29.06.2014]

Abb. 16:

http://www.wiesenmeisterschaft.com/bilder/2006/helga_und_kurt_stark_kl.jpg [Zugriff: 29.06.2014]

Abb. 17:

<http://images.fotocommunity.de/bilder/bayerisches-allgaeu/ostallgaeu/loewenzahnwiese-am-waldrand-15c7022e-353a-454b-a32d-662-cd7f5e175.jpg> [Zugriff: 29.06.2014]

Abb. 18:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 18.

Abb. 19:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 34.

Abb. 20:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 36.

Abb. 21:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 206.

Abb. 22:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 282.

Abb. 23:

http://1.bp.blogspot.com/_Rxs-d6KnOFI/TD-T1Br3tBI/AAAAAAAAAUI/v1AhrtfMFNo/s1600/prior+park+vista+with+bath+in+back.JPG
[Zugriff: 17.06.2014]

Abb. 24:

http://www.gardenvisit.com/uploads/image/image/160/16087/shrubland_park_814_jpg_original.jpg [Zugriff: 17.06.2014]

Abb. 25:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 330.

Abb. 26:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 331.

Abb. 27+28:

Rhode, M. (Hrsg.) (2008): Pflege historischer Gärten – Theorie und Praxis. Leipzig. S. 101.

Abb. 29+30:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 329.

Abb. 31:

Hansmann, W. (2009): Das Gartenparterre – Gestaltung und Sinngehalt nach Ansichten, Plänen und Schriften aus sechs Jahrhunderten. Worms. S. 327.

Abb. 32–34:

Duthweiler, S. (2011): Neue Pflanzen für neue Gärten – Entwicklung des Farbsortiments von Stauden und Blumenzwiebeln und ihre Verwendung in Gartenanlagen zwischen 1900 und 1945. Worms. S. 80.

Abb. 35–36:

Duthweiler, S. (2011): Neue Pflanzen für neue Gärten – Entwicklung des Farbsortiments von Stauden und Blumenzwiebeln und ihre Verwendung in Gartenanlagen zwischen 1900 und 1945. Worms. S. 70.

Abb. 37:

<http://more-lucky-pictures.de/wordpress/wp-content/gallery/berliner-stadtraeume/neu-alt-stadtbrache.jpg> [Zugriff: 17.06.2014]

Abb. 38+39:

Dr. Bellin-Harder, F. (Universität Kassel, Fachgebiet Landschaftsbau/Landschaftsmanagement/Vegetationsentwicklung).

Eigene Bearbeitung.

Abb. 40:

http://landeinkauf-wohlfühloase.de/wp-content/uploads/2013/10/Fotolia_23026686_XL-Landschaft-Wiese.jpg [Zugriff: 17.06.2014]

Abb. 41:

http://www.ksta.de/image/view/27149396,26896801,highRes,71-69066477%253A+So+sehen+Gr%25C3%25BCns+%252816.05.2014_14%253A46%253A29%253A259%2529.jpg [Zugriff: 17.06.2014]

Abb. 42:

<http://cms.auktionshaus-stahl.de/pdpages/auktionshaus-stahl/resources/auktionen/304/68385-0.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 43:

<http://www.oel-bild.de/Bilder/Die-Versuchung-des-Heiligen-Antoni-us.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 44:

<http://cdn1.spiegel.de/images/image-675820-panoV9-crny.jpg>
[Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 45:

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/6/61/Caspar_David_Friedrich_-_Der_Wanderer_%C3%BCber_dem_Nebelmeer.jpg/300px-Caspar_David_Friedrich_-_Der_Wanderer_%C3%BCber_dem_Nebelmeer.jpg [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 46:

<http://www.markgraefler-land.com/files/presse-landschaft-ball-rechten.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 47:

<http://images.fotocommunity.de/bilder/toscana/siena/typisch-toskana-36246a8f-6dcd-4cec-ad3d-f63e2e45907f.jpg>
[Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 48:

http://www.philippines-guide.de/sites/philippines-guide.de/files/images/Reisfelder_Batad.jpg [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 49:

http://krischerfotografie.de/wp-content/uploads/2013/04/NYC_20090917_0202.jpg [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 50:

Harlander, Tilman (Hrsg.) (2001): Villa und Eigenheim – Suburbaner Städtebau in Deutschland. Stuttgart, München. S. 259.

Abb. 51:

<http://images.fotocommunity.de/bilder/oldtimer-youngtimer/oldtimer/reichsautobahn-1937-in-bayern-06be35a6-338b-44c3-804c-87-a63deb18a4.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 52:

<http://www.allgaeu.de/images/u/d/s/e/e/t/e/c/pfronten-bergwiese.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 53:

<http://images.fotocommunity.de/bilder/landschaft/wald/waldsterben-im-nationalpark-bayer-wald-9b6bf297-33f1-4bf1-a309-72-da075c9585.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 54:

http://photography.christoph-dietrich.de/wp-content/uploads/2007/10/IMG_0073.jpg [Zugriff: 03.08.2014]

Abb. 55:

<http://media1.faz.net/ppmedia/video/1900776449/1.1034261/default/muster-der-mechanisierung-erntemaschinen-auf-einem-baumwollfeld-in-brasilien.jpg> [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 56:

http://www.gruene-fraktion-bayern.de/sites/default/files/imagecache/lightbox/umspannwerk_praebichl-4_brezocnik_michael_ccby-sa30at.jpg [Zugriff: 02.08.2014]

Abb. 57:

<http://www.kutschenfahrten-seiseralm.com/bilder/background.jpg> [Zugriff: 01.08.2014]

Abb. 58:

http://www.dgvn.de/uploads/tx_msimageflow/5.jpg [Zugriff: 01.08.2014]

Abb. 59:

<http://www.bpb.de/cache/images/1/76801-3x2-article620.jpg?A3D31> [Zugriff: 01.08.2014]